

FAMA

Feministisch-
theologische
Zeitschrift
17. Jahrgang
August 2001

FAMA 3



Feminismus heute?

Es gibt eine Grundstimmung in Sachen Feminismus. Man könnte sie so umschreiben: Der Feminismus ist müde geworden, er hat an Kraft und Elan verloren; er macht nicht einmal mehr seine GegnerInnen wütend, die tun ihn mit einem müden Lächeln ab und unsere Töchter halten ihn mehrheitlich für überflüssig – er ist für viele von ihnen ein Relikt aus den 60er Jahren und wir leben bekanntlich in einem ganz neuen Jahrtausend.

Man könnte zusammenfassend sagen:

Es gibt ihn nicht mehr, weil er seine Antriebskraft verloren hat, weil er nicht mehr kämpfen mag, und es gibt ihn nicht mehr, weil es ihn nicht mehr braucht.

Das sind vielleicht nur scheinbar gegensätzliche Interpretationen. Dass er an Kraft verloren hat, öffentlich nur sehr punktuell und abgeschwächt präsent ist, ist klar. Wie Frau es interpretiert, ist weniger klar. Er hat eine Niederlage erlitten, könnte man behaupten oder auch: Weil er erfolgreich war, gibt es ihn nicht mehr.

Geht man vom Erfolg aus, hiesse das: Er hat seine Antriebskraft verloren, weil Frauen nicht mehr diskriminiert, unterdrückt oder benachteiligt werden. Im Klartext: Der Feminismus kann nicht mehr auf der Opferschiene fahren. Wenn Frauen jetzt nicht das erreichen, was sie wollen, sind sie selber schuld. Der Feminismus hat keine wirklichen Gegner mehr – sei es «die Gesellschaft», «die Männer», «das Patriarchat». Frauen scheitern, wenn überhaupt, an sich selbst: an fehlender Initiative, falschen Träumen, Naivität oder am Mangel an Ausdauer und Mut.

Dem Feminismus sind die Gründe für seinen Kampf ausgegangen – er hat seine Ziele erreicht, seine Gegner bezwungen. Frauen leben jetzt nach der Devise der Firma Nike, deren Werbeslogan Naomi Wolf einst als Kurzformel des Feminismus definiert hat: *Just do it!* Mach's einfach. Nicht lange jammern, klagen, verlangen: *Mach's einfach!* Und Frauen machen es, vor allem die

jugen. Sie sind die Schmiedinnen ihres eigenen Glückes geworden, und sie schmieden ihr Glück in etwa so wie die meisten Männer – entlang des modernen Credo: Selbstbestimmung und ökonomische Unabhängigkeit. Freiheit durch Geld! Man kann es auch netter formulieren: Selbstbestimmung, Lebenswahl-freiheit durch eigene Existenzsicherung. Dass Geld geprägte Freiheit ist, wie es Dostojewski formuliert hat, haben viele Frauen inzwischen verstanden. Und wenn gut ausgebildete Frauen heute vermehrt Karriere machen wollen und auf Kinder verzichten, so haben sie nicht nichts begriffen, sondern vielleicht gerade das Wesentliche für sich herausgegriffen. (Interessant ist, dass diesen Zusammenhang bereits die grosse alte Feminismus-Theoretikerin Simone de Beauvoir formulierte: Sie sah das Haupthindernis für die Emanzipation der Frauen in der Ehe und in der Hauptverantwortung für Kinder.)

Wenn man es so betrachtet, ist der Feminismus nicht wirklich tot, ist nur sein Zerrbild vom Tisch, nämlich ein Feminismus verstanden als Kampf gegen Männer, als Puritanismus und als reine Opfertheorie. Vielleicht müsste man sogar sagen: Viele Frauen sind heute «anonyme Feministinnen», das heisst sie leben das, was die feministische Theorie formuliert hat und in die Tat umsetzen wollte. Sie leben es, auch wenn sie es nicht wissen. Und wenn sie sich gegen den Begriff Feminismus wehren, dann nicht gegen sein inhaltliches Programm, sondern gegen sein schlechtes Image.

Man könnte es also nochmals etwas genauer sagen: Der Feminismus als Bewegung mit Welterlösungstheorien und umstürzlerischen Plänen ist mehr oder weniger vom öffentlichen Parkett verschwunden. Frau haut nicht mehr den Gockel vom Sockel, sondern ist längst selber unterwegs auf diesen Sockel. Der Aufstieg ist steil, aber die Frauen bemühen sich. Der Feminismus ist, so gesehen, höchst lebendig, auch wenn er sich nicht mehr so nennt: Er lebt in der täglichen Kleinarbeit in Betrieben, Familien, Schulen, Parlamenten, Universitäten etc. Er lebt in der alltäglichen Praxis und nach wie vor auf der Ebene der theoretischen Diskussion, aber er ist von den Strassen verschwunden.

Soweit die sogenannte öffentliche Meinung.

Das Problem ist nur: Feminismus hat sich nie in Gleichberechtigungsforderungen erschöpft. Er hat sozusagen immer hinter die Kulissen der Diskriminierung geschaut, hat immer gefragt: Was sind denn die Wurzeln, die zur Benachteiligung von mehr als der Hälfte der Weltbevölkerung führen, die diese reduzierten, unvollständigen Wesen – Mann, Frau – hervorrufen?

Und er hat nie gemeint: Selbstbestimmung von Frauen heisst nichts weiter als: Ich kann Lastwagen fahren, in den Krieg ziehen, einen Grosskonzern leiten etc., wie alle andern Männer auch. Er hat das auch gemeint, aber er hat noch viel mehr gemeint. Und das ist wahrscheinlich eines der Hauptprobleme des Feminismus überhaupt. Selbstbestimmung sagen und nicht wissen, was das eigentlich heissen kann, was es heissen kann: als Frau ein eigenes Leben leben jenseits von Rollenvorgaben, Traditionen und beengenden Vorstellungen und Realitäten; ein eigenes Leben nach so vielen Jahrhunderten Fremddefinitionen, Fremdbestimmungen und Lebensbegrenzungen.

Was wir erreicht haben, ist kurz gesagt: die Angleichung der Lebensmöglichkeiten der Frauen an jene des Mannes. Das ist immerhin etwas. Wir gewinnen dadurch Zugang zu vielem, das uns bisher verwehrt blieb. Es beinhaltet aber auch das Wegfallen von Rücksichtnahmen auf den noch immer anderen Lebenskontext, in dem Frauen sich bewegen – gerade wenn sie Kinder haben. Gleichberechtigung wird gerne als Vorwand benutzt, um sogenannte Privilegien abzubauen, ohne genau hinzuschauen, was sich in diesen Privilegien als Kompensation fehlenden Rechtes verbirgt, das haben wir in den letzten Jahren enttäuscht zur Kenntnis nehmen müssen. Das klingt etwas sehr negativ und es verkürzt natürlich auch die Mehrdeutigkeit dessen, was hier seinen Gang geht. Es ist eher ein Eindruck als eine fundierte Analyse. Um einen genaueren Einblick zu bekommen in die Vielschichtigkeit dessen, was Feminismus heute heisst, um vom Eindruck zur Erkenntnis zu gelangen, haben wir dieses Heft geplant. Vielleicht beantworten die folgenden Artikel nicht alle Fragen, die wir haben, aber wir sind sicher etwas klüger als zuvor.

Silvia Strahm Bernet

Den «schielenden Blick» bewahren

Gleichstellungspolitik heute – eine Standortbestimmung

Marie-Louise Barben

In den *Siebzigerjahren* gewann die Neue Frauenbewegung an Einfluss. Die Feministinnen traten an, die Welt zu verändern. Das schien zunächst LEICHT. Sie sahen sich als Vorläuferinnen und glaubten, es sei nur eine Frage von (kurzer) Zeit, dass alle Frauen sich ihrer Überzeugung anschliessen, dass eine unmittelbare Veränderung der Machtverhältnisse anstehe. Frauenbefreiung, nicht Gleichstellung, war das Thema.

In den *Achtzigerjahren* war die Zeit der feministischen Rundumschläge vorbei, aber die Frauenbewegung war aktiv und machte Druck. Andererseits hatte die Knochenarbeit begonnen. Wie sollten die nun in der Verfassung verankerten gleichen Rechte für Mann und Frau von Worten zu Taten werden? Die ersten Gleichstellungsbüros wurden eingerichtet.

Die *Neunzigerjahre* begannen mit einem Paukenschlag: dem Frauenstreik. Zwei Jahre später brachte die Nichtwahl von Christiane Brunner als Bundesrätin nochmals 10'000 Frauen auf den Bundesplatz. Dann wurde es stiller im öffentlichen Raum. Viele Frauenprojekte aus den Siebziger- und Achtzigerjahren verschwanden von der Bildfläche.

Im *Jahre 2001* ist Feministin ein Schimpfwort und FACTS rührt am 8. März unter dem Titel «Klageweiber ohne Echo» heftig die Trommel für die Abschaffung der Gleichstellungsbüros.

Die Ziele der Gleichstellung...

Schauen wir zunächst die Ziele an, auf welche Gleichstellungspolitik hinarbeitet:

- Gleiche Rechte und tatsächlich gleiche Zugangs- und Entwicklungsmöglichkeiten für Frauen und Männer.
- Gerechte Verteilung öffentlicher Mittel und staatlicher Leistungen zwischen den Geschlechtern.
- Lohngleichheit für Frau und Mann.
- Paritätische Beteiligung und Machtteilhabe von Frauen und Männern an gesellschaftlichen Entscheidungsfindungen.

- Eine Kultur, die die Würde von Frau und Mann respektiert.

... noch längst nicht erreicht

Auf einen Blick wird klar: Diese Ziele sind bei weitem nicht erreicht.

Bei der rechtlichen Gleichstellung haben wir ziemlich viel erreicht. Direkte Diskriminierungen gibt es in den Gesetzen praktisch nicht mehr. Aber bei den indirekten Diskriminierungen, bei der tatsächlichen Gleichstellung, bei den gleichen Zugangs- und Entwicklungsmöglichkeiten sind wir meilenweit vom Ziel entfernt, ebenso wie bei der gerechten Verteilung öffentlicher Mittel, der Lohngleichheit und der paritätischen Machtteilhabe. Wir bewegen uns in einer Kultur, die die Würde von Frau und Mann respektiert. Aber auch in der Schweiz sind häusliche Gewalt, die Rückschaffung von AusländerInnen in gefährdete Gebiete, sexuelle Ausbeutung von Kindern, ganz zu schweigen von Pornographie und einem blühenden Sexgewerbe an der Tagesordnung.

Wir haben keine Mutterschaftsversicherung, zu wenig externe Kinderbetreuungsplätze und Tagesschulen, junge Frauen wählen nach wie vor die kürzeren Ausbildungen und überlassen den Männern die lukrativen, aufstiegsorientierten Jobs. An der Spitze von Verwaltungen und Konzernen zeigt sich meist das übliche Gruppenbild mit Dame.

Ist also alles schief gelaufen in und mit der Gleichstellungspolitik?

Hunderte von Projekten...

Ohne grosse Anstrengung liessen sich Hunderte von Projekten, Vorstössen, Aktivitäten aus den letzten zehn, zwanzig Jahren nennen, die unternommen wurden, um der Gleichstellung einen Schritt näher zu kommen: Kurse, Tagungen, Beratungsstellen, Massnahmen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Projekte für Mädchen, Weiterbildungen und unzählige Bücher, Broschüren und Materialien, Radiosendungen, Untersuchungen etc. etc.

...und ein paar Meilensteine

Und es gibt Meilensteine, die die schweizerische Politik – und damit ist nicht ausschliesslich Gleichstellungspolitik gemeint – geprägt und verändert haben.

- Die erste *Initiative der Frauenorganisationen* aus dem Jahre 1975 für gleiche Rechte von Frau und Mann führte zur Annahme des Verfassungsartikels und damit auch zur Einklagbarkeit der Lohnungleichheit bei gleicher und gleichwertiger Arbeit. Die Folge davon war eine grosse Anzahl von Gesetzesänderungen auf Bundes- und kantonaler Ebene. Zu denken ist etwa an das neue Eherecht, das die Hierarchie zwischen den Ehegatten auflöste, oder an das 1996 in Kraft ge-

tretene Bundesgesetz über die Gleichstellung von Frau und Mann im Erwerbsleben.

- Das *Öffentlichmachen der Gewaltfrage* (der Aufbau von Nottelefonen und Frauenhäusern, das Sichtbarmachen der häuslichen Gewalt etc.) ist ein Resultat der Frauen- oder Gleichstellungspolitik. Daraus hat sich ein differenzierter Diskurs entwickelt, der nicht ohne Wirkung auf der Handlungsebene geblieben ist. Interventionsprojekte in verschiedenen Kantonen gehen über Aufklärungsarbeit und den Schutz der Opfer hinaus. Die Täter sollen nun von Polizei und Justiz zur Verantwortung gezogen werden.
- Die *feministische Wissenschaft* hat seit den Siebzigerjahren ein produktives Forschungsfeld entfaltet. Anfänglich eher auf die Geisteswissenschaften (Geschichte, Literatur, Sprache, Bildung) bezogen, gibt es heute kaum ein Forschungsgebiet, das (ganz) ohne Geschlecht als Analysekategorie auskommt.

Viele ABER...

Die Gesetzgebung hat auch eine Angleichung der Frauen an männliche Muster, an männliche Norm zur Folge. Schon Anfang der Neunzigerjahre pflegte der Amtsvorsteher der damals noch nicht privatisierten Pensionskasse des Staatspersonals im Kanton Bern zu Beginn seiner Referate stolz zu sagen: «Wir haben die Gleichstellung erreicht. Bei uns ist das Pensionsalter für Frauen und Männer dasselbe, nämlich 65.»

Das Nachtarbeitsverbot für Frauen wurde abgeschafft. Das AHV-Alter der Frauen erhöht. Die Witwenrente der weniger weitgehenden Witwenrente angepasst.

... und Fragen

Ist es zulässig, die Thematisierung der Gewaltfrage als ein Erfolg der Gleichstellungspolitik zu werten, ist sie nicht der eigentliche Ausdruck der Ungleichheit und der hierarchischen Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern? Welche Bedeutung hat feministische Wissenschaft oder das Geschlecht als Analysekategorie für die Verkäuferin in der EPA oder die Frau an der Migros-Kasse, wenn ihr Lohn trotzdem unter 3000 Franken im Monat bleibt?

Ebenen unterscheiden

In welchem Verhältnis stehen eigentlich «Erfolg» und «Misserfolg» der Gleichstellungspolitik?

Das lässt sich nicht so einfach aufrechnen und ist vielleicht auch gar nicht ausschlaggebend. Wichtig ist aber, immer wieder zwischen der strukturellen und der individuellen Ebene zu unterscheiden und sie nicht gegeneinander auszuspielen, wie das oft und gern getan wird.



den einen zu weit und den anderen zu wenig weit gehen. Sie soll sich aber auch nicht in permanenter Selbsterfleischung anklagen, nicht genug oder das Falsche getan zu haben. Ohne Zweifel: Gleichstellungspolitik hat sich in den letzten Jahren verändert. Die Frage ist: Warum und wie? Und in welche Richtung soll es in Zukunft gehen?

Anders als früher: Der fehlende Druck der Basis

Die Neue oder Zweite Frauenbewegung, entstanden in den späten Siebzigerjahren, die sich 1991 mit dem Frauenstreik und 1993 bei der Wahl der Bundesrätin noch eindrucksvoll manifestierte, ist heute wenig präsent und nur schwer mobilisierbar. Die einstigen Aktiven, die ihr persönlich viel verdanken, mögen das bedauern, als Realistinnen müssen wir zur Kenntnis nehmen, dass die Neue Frauenbewegung für die jungen Frauen von heute so alt und verstaubt ist wie für uns damals die bürgerliche Frauenstimmrechtsbewegung der Fünfzigerjahre.

Verschleierung der Gleichstellungsziele

Einst sprachen wir von Frauenbefreiung, dann von Frauenförderung und Chancengleichheit, heute von Gender Mainstreaming. Was früher Frauenforschung hiess, heisst heute Geschlechterforschung. Natürlich ist es positiv und ganz im Sinne der Gleichstellungspolitik, dass wir davon weggekommen sind, *die Frauen* und *die Männer* als eine Einheit zu betrachten. La femme n'existe pas. Andererseits werden die realen Verhältnisse verschleiert, wenn nicht mehr oder nur noch indirekt genannt werden darf, wer denn gefördert und tatsächlich gleichgestellt werden soll.

Verlust der Politizität der Geschlechterfrage

Gleiche Rechte und gleiche Chancen sind für die jungen Frauen von heute die selbstverständlichste Sache der Welt. Sie haben, wenn überhaupt, ihr politisches Bewusstsein nicht an der Geschlechterfrage geschult. Erst etwas später, wenn sie als junge Mutter bei der vierten Krippe abblitzen, der Lebenspartner sich weigert, zwei Tage Kinder zu hüten, oder der Kollege neben ihnen vorbei Karriere macht, macht sich Ernüchterung und Enttäuschung breit.

Arbeiten für die eigene Abschaffung

Halb scherzhaft, halb ernsthaft haben Gleichstellungsbüros, Frauenprojekte oder -beratungsstellen noch vor zehn Jahren gesagt, das Ziel ihrer Arbeit sei, sich überflüssig zu machen. Es hat sich aber gezeigt, dass Gleichstellungsfragen desto komplexer werden, je mehr wir uns mit ihnen befassen, und dass

- Ein Paragraph im Sozialhilfegesetz, ein Gleichstellungsreglement in der Verwaltung, ein Kapitel im Volksschullehrplan zur Gleichstellung von Mädchen und Knaben ändert nichts an der Ungleichstellung, solange Sozialämter, Führungs- und Lehrkräfte nicht auch danach HANDELN. Sie sind aber Legitimation, Ansporn und Unterstützung für die, die es tun wollen. Und: Was einmal fest geschrieben ist, kann so schnell nicht wieder abgeschafft werden.
- Ein Projekt für Migrantinnen zwischen Schule und Beruf verhilft zehnjungen Frauen zu einer Lehrstelle und damit zu einem guten Start in die Arbeitswelt. Tausend andere finden keinen Einstieg. Soll das Projekt deswegen nicht stattfinden?

Die Devise heisst, auf beiden Ebenen aktiv sein. Doch kehren wir noch mal zurück zu den Gleichstellungszielen.

Die Basis der Ungleichstellung

In der Schweiz leisten Männer ungefähr zwei Drittel der bezahlten Arbeitsstunden, Frauen einen Drittel. Männer leisten ungefähr zwei Drittel der ausserfamiliären unbezahlten Arbeit (vorwiegend ehrenamtliche), Frauen einen Drittel (vorwiegend Freiwilligenarbeit). Der grösste Brocken ist aber die Haus-, Erziehungs- und Betreuungsarbeit. Hier tragen die Frauen die Hauptlast. In 90% der Paarhaushalte mit Kindern unter 15 Jahren liegt die Hauptverantwortung für die Haushaltarbeit bei der Frau allein. Im privaten Sektor beträgt die Lohndifferenz zwischen Frauen und Männern 21.5%, bei der öffentlichen Hand 9%. Diese ungleiche Arbeitsteilung und deren ökonomische Konsequenzen, die sich daraus ergebenden Lebensmodelle und Rollenmuster sowie die damit ver-

bundenen Lebenspläne, Verantwortlichkeiten und vermeintlichen Zuständigkeiten sind die Basis der Ungleichstellung der Geschlechter. Das Globalziel der Gleichstellung ist die gleichmässige Verteilung von Arbeit, Geld und Macht auf beide Geschlechter. Das ist ein «revolutionäres Projekt», ein Gesellschaftsmodell, das als solches nirgends verwirklicht und vielleicht nie zu realisieren ist. Es ist also nicht weiter verwunderlich, wenn Gleichstellungspolitik immer wieder ein harter Wind entgegenweht, auch wenn dieses «revolutionäre Ziel» als solches gar nicht ausgesprochen wird.

Dazu kommt, dass hauptsächlich Männer in Entscheidungspositionen sind und diese an der Teilung der Macht kein grosses Interesse haben. Sie zeigen auch wenig Lust, sich vermehrt an der Haus- und Familienarbeit zu beteiligen, während Frauen gerne bereit sind, etwas davon abzugeben. Männer mehr zu verlieren als zu gewinnen, glauben sie mindestens. Bei den Frauen ist es umgekehrt. Sie sind deshalb gelassener.

Hohe Komplexität

Gleichstellungspolitik entzieht sich dem vereinfachenden Zugriff, der Reduktion auf eindimensionale Erklärungs- und Handlungsmuster. Sie ist hoch komplex. Überdies ist jeder und jede eine Fachperson. Anders als bei Finanzfragen, der Kernphysik oder der Spitzenmedizin, wo Fachkenntnisse als selbstverständlich vorausgesetzt werden, können bei der Gleichstellung alle mitreden.

Eine glaubwürdige Gleichstellungspolitik muss kritisch, kompromissbereit und flexibel sein. Sie kann es nicht jederzeit allen Recht machen. Sie wird immer



sich ein immer weiteres und differenziertes Fachgebiet eröffnet. So wie niemand darauf käme zu glauben, man hätte einmal alle Strassen und Tunnel gebaut und könne das Tiefbauamt nun abschaffen, so werden auch auf lange Sicht Fachinstanzen notwendig sein, die sich mit Geschlechterfragen befassen.

Bleibende Aufgaben: Widerstand gegen die Anpassung nach unten

Eine permanente Herausforderung wird es sein, Gleichstellung nicht unreflektiert nach unten zu nivellieren. Abschaffung der Nachtarbeit und Erhöhung des AHV-Alters für Frauen sind zwei Beispiele dafür. Gleichzeitig genügen aber auch die alten, zum Teil biologistischen Argumente nicht mehr. Gerade in der durch die Globalisierung veränderten Arbeitswelt gilt es, die negativen Auswirkungen, z.B. auf Frauenarbeitsplätze, zu bekämpfen.

An der Gewaltfrage bleiben

Eine gewaltfreie Welt ist zwar denkbar, aber leider unrealistisch. Ein grosses Verdienst der Frauenbewegung und Frauenforschung ist es, Gewalt gegen Frauen als strukturelles Machtmittel aus der Sphäre des Privaten ins öffentliche Bewusstsein geholt zu haben. Die Gewaltfrage wird nie ad acta gelegt werden können.

Gleichstellung als Qualitätsmerkmal

Gleichstellungsfragen sind nicht nur interessante Fragen, ihr Einbezug erhöht auch die Qualität des Produkts oder der Dienstleistung. Bereits in den Siebzigerjahren sagte Alice Schwarzer, dass das, was für Frauen gut sei, auch für die Menschen gut ist. Und in den Neunzigerjahren drückt es ein Didaktiker in Bezug auf den Physikunterricht so aus: «Was Mädchen nützt, nützt auch den Jungen. Nur umgekehrt gilt das nicht.»

Den schielenden Blick bewahren

Es wird weiterhin und auf lange Sicht nötig sein, den schielenden Blick, wie ihn die Literaturprofessorin Sigrid Weigel einmal genannt hat, anzuwenden: mit einem Auge nah dran bleiben, Missstände benennen, Vorschläge machen. Mitberichte schreiben, Gesetzesparagraphen ergänzen, Projekte machen – und mit dem andern Auge das Fernziel, das revolutionäre Projekt, nicht aus den Augen verlieren.

Ungeduldig und beharrlich bleiben, dabei die Fähigkeit, zu lachen und sich zu ärgern, nicht verlieren. Lachen und Ärger sind Quellen der Energie.

Marie-Louise Barben, lic.phil., von September 1990 bis Mai 2001 Leiterin der Kantonalen Fachstelle für die Gleichstellung von Frauen und Männern, Bern.

Lebenskonzepte von jungen Frauen heute...

Ursula Hochuli Freund

Träume, mit denen viele junge Mädchen biographisch antreten – Beruf und Mobilität einerseits, Kind(er) und Partnerschaft andererseits – scheinen sich im Altersverlauf einzuebnen.

Vereinbarkeitsleistung

Die ‚Vereinbarkeitsleistung‘ – die Kunst, in Beruf und Familie gleichzeitig die volle Leistung zu erbringen – wird gesellschaftlich nach wie vor einseitig den Frauen abverlangt, und Mädchen machen sich diesen Anspruch zu eigen. Dass Mädchen sich früh schon die Frage nach der Vereinbarkeit von Beruf und Familie stellen, zeugt von Realitätssinn. Der Preis allzu starker Realitätsorientierung allerdings wird bezahlt mit vorzeitiger Aufgabe von grossen Wünschen. Wenn meine 13jährige Tochter mich fragt: «Mama, kann man Schauspielerin werden und Kinder haben?», dann konfrontiert sie ihren Wunschtraum mit der antizipierten Vereinbarkeitsleistung. Und meine Antwort: «Ja natürlich kannst Du das... aber es ist nicht einfach», machte ihr deutlich, dass ich ihre Frage für wichtig

halte und die Vereinbarkeit wirklich eine Leistung darstellt. Ich hätte ja auch sagen können: «Klar, kannst du das... denk nur an Schauspielerin A und an B und C.» Doch so weit war ich nicht und sind wir gesellschaftlich auch nicht: Vorbilder sind nicht immer in Denk- und Sichtnähe – Frauen, denen es gelingt, ihrem Beruf *und* ihren Kindern gerecht zu werden.

Berufswahlverhalten

Mädchen verfügen heute über deutlich bessere schulische Voraussetzungen als ihre männlichen Altersgenossen; dieser Bildungsvorsprung wird jedoch nicht in beruflichen Positionen sichtbar. Bei ihrer Berufswahl verhalten sich Mädchen auch heute noch gemäss traditionellen geschlechtsspezifischen Mustern. Ein Drittel der Lehrverträge von Mädchen wurden 1999 in der Schweiz im kaufmännischen Bereich abgeschlossen; an zweiter Stelle stehen die sogenannten helfenden und pflegenden Berufe.³ Wir können diese Tatsachen so interpretieren, dass Mädchen auf dem Arbeitsmarkt eher Zugang finden in traditionell

6

Welches Lebenskonzept, welche Vorstellungen von Frausein und von gelungenem Frauenleben haben Mädchen von heute, haben unsere Töchter?

Mädchenbilder

Bilder prägen Wirklichkeit mit. Schauen wir uns die Mädchenbilder in den Medien an:

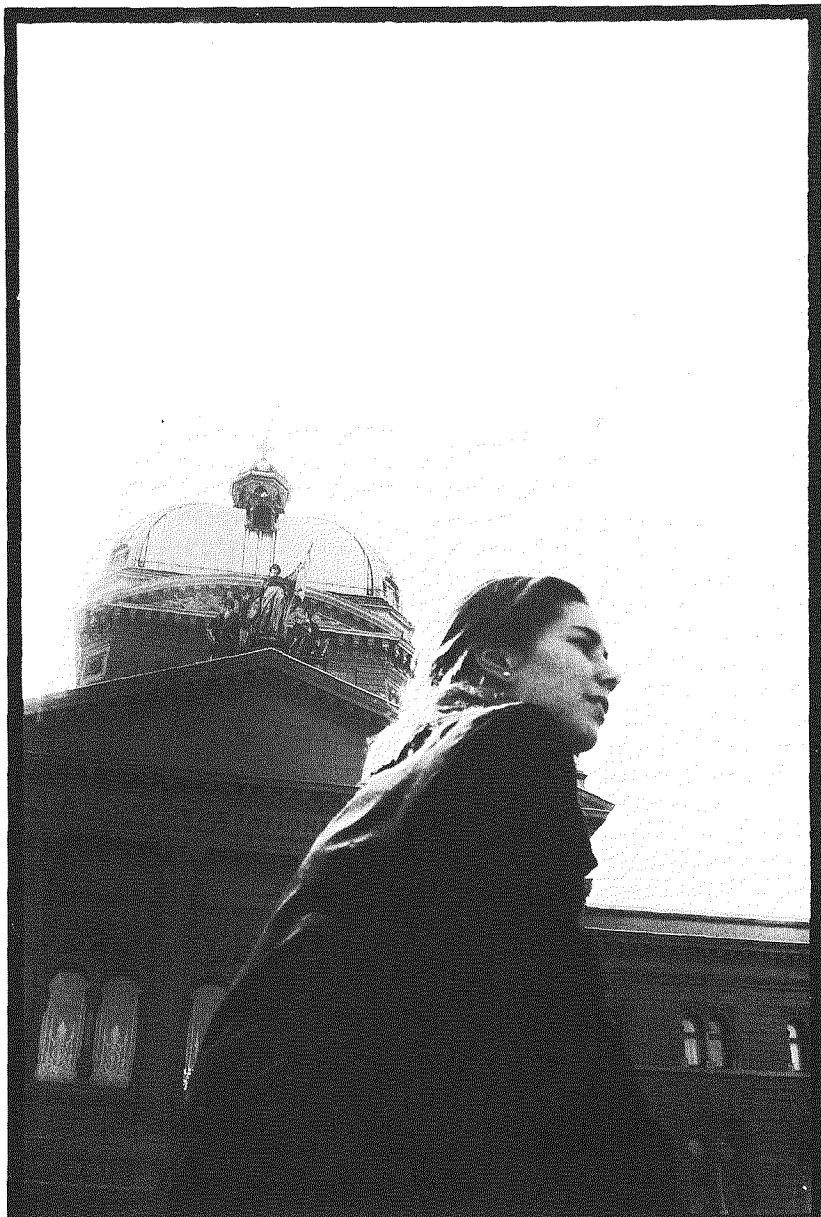
Das Mädchen von heute ist selbstbewusst – stark – sagt ihre Meinung klar und direkt – hat Spass am Leben – ist sich ihres Körpers bewusst. Das neue Mädchen ist weiblich und cool – sinnlich und stark – selbstbewusst und anschmiegsam zugleich.¹

Die Konturen der Frauenbilder und geschlechtsspezifischen Zuweisungen haben sich verflüssigt in den letzten drei Jahrzehnten. Die Bilder sind um eine wichtige Facette reicher geworden: Das neue Mädchen ist stark, und die Welt steht ihr offen. Junge Frauen dürfen heute ihr Begehren auf die Welt richten, sie dürfen eigene Vorstellungen entwickeln, wie sie ihr Leben gestalten und was sie in dieser Welt bewirken wollen.

Lebenskonzepte von Mädchen und jungen Frauen

Alle neueren Untersuchungen in Deutschland und der Schweiz – beispielsweise die neue Shellstudie ‚Jugend 2000‘² – konstatieren einen Angleichungsprozess in den Lebenskonzepten von weiblichen und männlichen Jugendlichen. Geschlechterübergreifend ist die Verbindung von Familien- und Berufsorientierung zur zentralen biographischen Zielvorstellung geworden. Berufstätig sein *und* Kinder haben: Das ist *das* Lebenskonzept bei beiden Geschlechtern.

Diese Übereinstimmung im Lebensentwurf gilt jedoch nur bis zu dem Alter, wo sich die Frage nach Kindern konkreter stellt. Ab Anfang 20 stellt die Shellstudie bei jungen Frauen eine deutliche Verlagerung fest: weg von der Berufs- und hin zur Familienorientierung, während sich bei den jungen Männern im Altersverlauf nichts ändert. Die



weiblichen' Berufen, die typischerweise schlechter bezahlt sind. Ausbildung und Arbeitstätigkeit für weibliche Jugendliche wären demnach ein Bereich, wo allenfalls bestehende Grössenphantasien einem Lehrstellenangebot gegenüberstehen, das eine Rückbindung der Mädchen ins traditionelle Geschlechterverhältnis bedeutet. Dies gilt insbesondere für junge Frauen mit eher schlechten schulischen Voraussetzungen. Oder anders gesagt: Auf dem Arbeitsmarkt erfahren junge Frauen nach wie vor strukturelle Benachteiligung. Andererseits wählen Mädchen solche 'Frauenberufe', scheinen diese auch den Wünsche von Mädchen zu entsprechen. Carol Hagemann-White vermutet, Frauenberufe seien «für Mädchen deshalb anziehend, weil sie Frauenberufe sind (...) Die schlichte Tatsache, dass der Frauenanteil eines Berufs hoch ist, verleiht der Annahme eine geradezu unwiderstehliche Plausibilität, dass die Vereinbarkeitsleistung (als Grundanforderung der weiblichen Normalbiographie) in diesem Beruf gelingt. (...) Ferner eignet sich ein Frauenberuf von vornherein für die Konstruktion und Darstellung einer weiblichen Identität; sie hat daher im Bereich der symbolischen Interaktion große Vorteile.»⁴ Die Adoleszenz mit ihren emotionalen Unsicherheiten und mit der Suche nach einer eigenen Identität eignet sich denkbar schlecht dafür, als Mädchen eine Pionierinnenrolle auf 'männlich besetztem' Terrain einzunehmen. Identifikation mit weiblichen Vorbildern ist ein wichtiges Element in der Phase der Identitätsfindung von Mädchen. Mädchen einerseits das ganze berufliche Spektrum aufzuzeigen und dann aber ihre Berufswahl zu akzeptieren, bedeutet nicht zuletzt, den defizitorientierten Blick zu ersetzen durch einen Blick auf Ressourcen von Mädchen.

Individualisierung geschlechtsspezifischer Schwierigkeiten

Im gesellschaftlichen Prozess der Pluralisierung und Individualisierung sind die Möglichkeiten einer selbstbestimmten Lebensgestaltung für junge Frauen gewachsen. Der gesellschaftliche Wandel spiegelt sich in den Selbstaussagen von Mädchen wider, die betonen, dass ihnen alle Wege offen stehen und 'Geschlecht' für ihren Lebensweg keine Rolle mehr spiele.⁵ Die realen Erfahrungen von Mädchen sind jedoch komplexer. Mit dem Zuwachs an Lebensgestaltungsmöglichkeiten steigt zugleich der Druck auf jedes einzelne Mädchen, erfolgreich ihre eigene Biographie zu basteln und sich entsprechend zu präsentieren: 'frau hat alles im Griff'. Die Aussage: 'Jeder jungen Frau stehen alle Wege offen' hat auch eine Kehrseite, die da heisst: 'Und diejenige, die es nicht schafft, ist eben selber schuld!' Es ist

schwieriger geworden, geschlechtsspezifische Schwierigkeiten und strukturelle Benachteiligung zu thematisieren. Der Übergang von der Schule in den Beruf wird ebenso zur Aufgabe der Einzelnen wie die Vereinbarkeitsleistung hinsichtlich Beruf und Familie. Gründe für allfällige Schwierigkeiten werden bei den Mädchen selbst gesucht. Die neuen Mädchenbilder, von denen eingangs die Rede war, passen perfekt zum gesellschaftlichen Individualisierungsdiskurs. Das Bild des starken Mädchens bedeutet für heranwachsende Frauen Befreiung und neue Last zugleich.

Vorbilder sind wir

Auf dem Weg zum Erwachsenwerden suchen und brauchen Mädchen den Austausch mit andern Mädchen und die Auseinandersetzung mit erwachsenen Frauen. Diese können ihnen als Modell dienen, wenn sie Variationen von Lebenskonzepten entwickeln und für sich selber bestimmen, was Frausein bedeutet. Wie wir erwachsene Frauen in die Welt hinaus gehen, was wir leisten, wo wir uns zurücknehmen – wie wir uns auf Frauen beziehen und wie auf Männer – womit wir glücklich sind – woran wir scheitern und wo wir brüchig sind: Das ist das Bild von Frausein, das wir vermitteln, mit dem sich Mädchen identifizieren, an dem sie sich spiegeln, reiben und von dem sie sich abgrenzen und ihren eigenen Entwurf entwickeln können.

Ursula Hochuli Freund, Jg. 1957, Dr. phil., Professorin für Sozialpädagogik an der Fachhochschule für Soziale Arbeit Aargau, Mutter von drei Kindern, verheiratet, lebt in Freiburg i.Br.

- 1) *Stauber, Barbara (1999). Starke Mädchen – kein Problem? In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Bd. 51, S. 53-64.*
- 2) *Deutsche Shell (Hrsg.) (2000). Jugend 2000, Bd. 1. Opladen.*
- 3) *Bundesamt für Statistik (2000). Berufslehre: Neuabgeschlossene Lehrverträge.*
- 4) *Hagemann-White, Carol (1998). Berufsfindung und Lebensperspektiven in der weiblichen Adoleszenz, S. 72f. In: Flaake, Karin, King, Vera (Hrsg.). Weibliche Adoleszenz. Campus Verlag, S. 64-83.*
- 5) *Vgl. u.a. Weber, Monika (2000). Gender, Dekonstruktion, Individualisierung...? In: Forum Erziehungshilfen Heft 2, S. 74-81.*

Noch lange nicht am Ziel

Chancengleichheit an der Universität Basel

Cécile Speitel

Als «Schritt zur Verwirklichung der Chancengleichheit» bezeichnete die Universitätsleitung vor drei Jahren die Einrichtung des Ressorts Chancengleichheit im Rektorat. Es hat die Aufgabe, konzeptionell und beratend Impulse zu geben für den paritätischen Einbezug von Frauen. Mit dem Aufbau und der Leitung des Ressorts wurde Cécile Speitel beauftragt. Ende Mai hat sie die Aufgabe an ihre Nachfolgerin übergeben. Im folgenden Artikel' zieht sie Bilanz.

Das Büro war leer, als ich die Stelle vor drei Jahren antrat – bis auf einen Stoss Papiere, der Aufschluss über die jahrelangen, hartnäckigen Vorstösse der Frauen-Regenzkommission zur Frauenpartizipation an der Universität Basel gab. Mit der Erlangung der Autonomie der Universität hatte das Rektorat die Gleichstellungsforderung zur Chefsache erklärt. «Frauen und Männer sind gleichgestellt in Studium und Nachdiplomstudium, bei Berufung und Anstellung», hält das Universitätsgesetz fest. Für die Umsetzung dieser Forderung war Aufbauarbeit angesagt.

Heute sind wir einige Schritte weiter: Leitlinien zur Chancengleichheit sind von Regenz, Rektorat und Universitätsrat genehmigt worden, die Kinderkrippe wurde vergrössert, Richtlinien zum Schutz vor sexueller Belästigung am Arbeitsplatz und im Studium sind mit einem Präventionskonzept in Kraft gesetzt worden – die Informationskampagne hierzu läuft. Mentoring-Programme und Kurse zur Erkennung und Förderung des weiblichen Nachwuchses sind entweder im Aufbau begriffen oder finden bereits statt², ein finanzielles Anreizsystem für Berufungen von Frauen ist realisiert und ein Lehrstuhl für Gender Studies zur Schaffung eines Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung mit der Wahl von Prof. Andrea Maihofer Wirklichkeit geworden. Ja, wir sind auf dem Weg zum vollwertigen Einbezug des Wissenspotenzials von Frauen einige Schritte weiter, aber



wir sind noch lange nicht am Ziel! Heute, 111 Jahre nachdem die erste Frau in Basel zum Studium zugelassen wurde, hat die Universität Basel 25 Professorinnen und 260 Professoren. Dies schlägt sich auf die Zusammensetzung von Gremien und Kommissionen und häufig auch auf die Forschungs- und Lehrinhalte nieder. Bis zum Jahre 2010 muss mehr als die Hälfte der Lehrstühle neu besetzt werden. Hier gilt es unmittelbar anzusetzen: Das Berufungsverfahren reformieren heisst Strukturen verändern, sodass Frauen gezielt zur Bewerbung und zum Gespräch eingeladen werden und nicht vorzeitig aus dem Verfahren ausscheiden. Altersbegrenzungen und andere Kriterien und Evaluationsmassstäbe müssen den Lebensentwürfen von Frauen mit Betreuungspflichten angepasst werden. Auch der Bund hat die Notwendigkeit zur Veränderung des Geschlechterverhältnisses zuoberst in der Hierarchie und den günstigen Zeitpunkt erkannt: Er belohnt mit Bundesmitteln diejenigen Universitäten, die bei Berufungen Frauen wählen, und er fördert finanziell Mentoring-Programme und Kinderbetreuungseinrichtungen.

Aussichtsreicher Gesinnungswandel

Tatsächlich: Das Ziel zu erreichen, dass Frauen und Männer paritätisch an Lehre und Forschung teilhaben, kostet Geld – Geld, das – wie kritische Stimmen waren – viel dringender und nutzbringender in die Forschung zu investieren sei. Jedoch: Weitsichtige Unternehmensführungen in Wirtschaft und Wissenschaft haben erkannt, dass es sich lohnt, alle kreativen Kräfte der Gesellschaft einzubeziehen: Frauen wie Männer. Chancengleichheit – dieser Gesin-

nungswandel setzt sich zunehmend als Erfolgsfaktor durch. Die bevorstehende Aktion «Fit fürs 3. Jahrtausend – bei uns sind Frauen gefragt», organisiert von den Gleichstellungsbeauftragten der Region Basel, ist Ausdruck dieser Bestrebungen. Will sich ein Unternehmen, eine Hochschule oder der Wissenschaftsbetrieb ganz allgemein in der Konkurrenz um Qualität behaupten, so können wir nicht umhin, das Know-how von Frauen auf allen Ebenen einzubeziehen. Unter dem Titel «Total Equality» läuft ein breit abgestütztes Projekt in Deutschland, das sich für einen «Paradigmenwechsel in der Personalpolitik» einsetzt. Es führt unmissverständlich den Stand der Gleichstellungspolitik als Evaluationskriterium und Erfolgsfaktor von Betrieben und Bildungsinstitutionen ein.

Sensibilisierungsarbeit gefragt

Das demokratische Grundanliegen der Chancengleichheit gehört inzwischen zu den festen Bestandteilen unseres gesellschaftlichen Grundkonsenses. Dennoch ist der erforderliche breite Werte- und Bewusstseinswandel noch keineswegs abgeschlossen. Erst wenn die Mehrheit der Berufstätigen Familienarbeit als selbstverständliche Aufgabe und Verantwortung beider Geschlechter versteht, und erst wenn der aus der geteilten Familienarbeit gewonnene Kompetenzgewinn für die Berufsarbeit erkannt ist, werden wir der Gleichstellung von Frau und Mann näher kommen. Dann wird die Umsetzung von Massnahmen wie Schaffung von Teilzeitstellen, Stipendien, Ausbau von Krippenplätzen greifen können. Zur Erreichung dieses veränderten Bewusstseins braucht es unendlich viel Sensibilisie-

rungsarbeit und gleichzeitig Innovationsbereitschaft auf oberster Führungsebene. Das «Programm Gleichstellung von Frauen und Männern» – entwickelt von einer Arbeitsgruppe im Auftrag des Rektorats – hat während der Ende Jahr verabschiedeten Vernehmlassung in den Fakultäten den Sensibilisierungsprozess vorangetrieben. Die vorgeschlagenen Massnahmen zur gerechten Frauenpartizipation sind zahlreich und vielfältig, sie reichen von den Berufungen über Nachwuchsförderung, Arbeitsbedingungen und Curricula bis zur Arbeitssituation der Beschäftigten in Administration und Technik und machen deutlich, dass Gleichstellung eine Querschnittsaufgabe ist, die alle Bereiche durchdringt und die Verantwortung aller Universitätsangehörigen anspricht. Die Vernehmlassung zu diesem Förderkonzept hat hitzige Diskussionen ausgelöst. Das ist erfreulich! Wieder einige Schritte vorwärts – nur so kann etwas in Bewegung geraten. Prioritätensetzung war gefragt in der Vernehmlassung. Prioritätensetzung ist jetzt angesagt in der Universitätsleitung.

Cécile Speitel hat Germanistik, Romanistik und Musikwissenschaft studiert, war von 1975 bis 1998 Programmgestalterin und Moderatorin bei Radio DRS und leitete von 1998 bis Ende Mai 2001 das neu geschaffene Ressort Chancengleichheit an der Universität Basel.

1) Erstmals erschienen in der Zeitschrift der Universität Basel: UNI SONO, Nr. 33 – April 2001

2) Vgl. Uni Sono Nr. 31/00

Bin ich eine richtige Feministin?

Folge II

Silvia Strahm Bernet

Schon einmal wurde in dieser Zeitschrift die Möglichkeit angeboten, sich zu vergewissern, ob frau auf dem richtigen, sprich feministischen Weg ist. Einige Zeit ist vergangen, Feministinnen, die sagen, dass sie Feministinnen sind, sucht frau inzwischen mit der Lupe. Und auch jenen, die sich noch einigermaßen unbedarft als Feministinnen bezeichnen, schadet es nichts, wenn sie sich wieder einmal unter die Lupe nehmen.

Wann nennen Sie sich Feministin?

- Beim Anstellungsgespräch (3)
- Im Gespräch mit Freundinnen (2)
- Im Schlaf (1)

Wie viele feministische Bücher lesen Sie pro Jahr?

- So in etwa ... weiss nicht! (2)
- Zwölf bis vierzehn (3)
- Gibt es die noch? (1)

Wie hoch ist Ihr Jahreseinkommen?

- Hoch genug (3)
- Wozu wollen Sie das wissen? (1)
- Geld ist auch nicht alles (2)

Was fällt Ihnen zum Thema «Körper» ein?

- Zu dick (1)
- Eine kulturelle Konstruktion (3)
- Er könnte schöner sein, aber es gibt Wichtigeres (2)

Mögen Sie Kinder?

- An sich schon (3)
- Es gibt nichts Schöneres (1)
- Wenn es nicht meine sind (2)

Welchen Mann hätten Sie gerne geschenkt?

- Brad Pitt (1)
- Keinen! Wenn schon, dann eine Frau! (2)
- Einen, der die Hälfte der Haus- und Familienarbeit übernimmt (3)

Was halten Sie von Schönheitschirurgie?

- Dazu fehlt mir das Geld (2)
- Eine tolle Möglichkeit, so jung zu bleiben, wie frau sich fühlt (1)
- Ein Ablenkungsmanöver (3)

Sind Frauen und Männer heute gleichberechtigt?

- Aber sicher! Frauen können heute machen, was sie wollen (2)
- Frauen müssen doch Frauen bleiben (1)
- Nein, höchstens auf dem Papier (3)

Sollen Frauen ins Militär?

- Ja. Schliesslich gehören zu den Rechten auch Pflichten (2)
- Frauen sollen Leben schützen, nicht töten (1)
- Müssen Frauen unbedingt die selben Fehler machen? (3)

Wenn Sie einen Wunsch frei hätten, was würden Sie sich wünschen?

- So reich sein, dass ich nie mehr arbeiten müsste (1)
- Eine Nacht mit Pierce Brosnan (2)
- Eine Welt, in der Frauen nicht mehr arm und ohne Rechte sind (3)

Was bedeutet für Sie Karriere?

- Ein gut bezahlter Job (1)
- Zuoberst mitmischen können (2)
- Zu viel Stress, zu wenig Lebensqualität (3)

Wovor fürchten Sie sich am meisten?

- Alt zu werden (1)
- Das Interesse an der Welt zu verlieren (3)
- Alleine zu sein (2)

Die jungen Frauen heute sind...

- Recht selbstbewusst und wissen, was sie wollen (2)
- Halt jung und optimistisch (1)
- Gehen den alten Rollenbildern auf den Leim (3)

Was mögen Sie an sich am meisten?

- Meine vielfältige Kompetenz (3)
- Mein Realitätssinn (2)
- Meine langen Beine (1)

Was ist eine Frauengruppe?

- Ein wohlthuendes weibliches Biotop (3)
- Gibt es die noch? (2)
- War das nicht etwas mit reden, reden, reden? (1)

Was fehlt Ihnen zum glücklich sein?

- Die Mutterschaftsversicherung (3)
- Die grosse Liebe (1)
- Ach, das Glück! (2)

Was heisst Backlash?

- Bezieht sich auf den Hintern, oder? (1)
- Rückschlag (3)
- Ausdruck aus dem Tennis (2)

Was raten Sie einer jungen Frau

- Werde Informatikerin (3)
- Mach nicht die selben Fehler wie ich (1)
- Lass dir nichts gefallen (2)

Was sind Spice girls?

- Scharfe Frauen (1)
- Dumme Hühner (3)
- Ein Parfum? (2)

Was macht den Mann zum Mann?

- Testosteron (3)
- Charakter (2)
- Na ja, was wohl (1)

Was bedeutet «affidamento»?

- Keine Ahnung (1)
- Irgendwas mit Mailänderinnen in einem Buchladen (2)
- Frauenbezogenheit (3)

Nur mit Frauen zu leben wäre?

- Eine Strafe (1)
- Ein Wunschtraum (3)
- Es muss nicht sein (2)

Was ist für Sie Erotik?

- Intensives Leben im weitesten Sinne (3)
- Sex mit Mehrwert (1)
- Spannung und Knistern und Sie wissen schon...(2)

Welche Frau wären Sie gerne?

- Mary Robinson (3)
- Pippilotti Rist (2)
- Ich bin eigentlich ganz zufrieden (1)

Was wäre Ihr Traumberuf?

- Verwaltungsratspräsidentin von Novartis (3)
- Schauspielerin (1)
- Einer mit viel Zeit für mich (2)

Was bedeutet «Gender Mainstreaming»?

- Hat das etwas mit einer Strasse zu tun? (1)
- Neutralisierung der Geschlechterfrage (3)
- Dient der Frauenförderung (2)

Auswertung im Forum

Verschwendetes Wissen

Der Ausschluss von Frauen aus der Wissensproduktion

Margit Osterloh / Elena Folini

10

In der heutigen Wissensgesellschaft ist die Nutzung von Humanressourcen für die Unternehmungen von hoher Relevanz. Die Unternutzung weiblicher Humanressourcen stellt dabei sowohl aus betriebswirtschaftlicher wie volkswirtschaftlicher Sicht eine Verschwendung dar. Im Folgenden zeigen wir, warum immer noch Aufstiegshindernisse für Frauen bestehen. Die verborgenen Mechanismen der Wissensproduktion bewirken, dass vor allem die Fähigkeiten überdurchschnittlich produktiver Frauen grossteils verschwendet werden.

Organisatorisches Wissen als wichtigste Ressource

Nachhaltige Wettbewerbsvorteile von Unternehmen, die einen langfristigen Schutz vor der Konkurrenz bieten, beruhen auf schwer imitierbaren, nicht käuflichen Ressourcen. Die wichtigste nicht-handelbare Ressource ist heute organisatorisches Wissen. Gespeichert ist das organisatorische Wissen in den Regeln und Routinen der Organisation. Das heisst, die klassischen materiellen Ressourcen wie «körperliche Arbeit», «Boden» und «Realkapital» verlieren im Gegensatz zu den physisch nicht greifbaren «Humanressourcen» und dem «organisatorischen Wissen» an Bedeutung. Die Unternehmungen können es sich deshalb nicht mehr leisten, in der Auswahl ihrer MitarbeiterInnen auf das weibliche Humanressourcenpotential zu verzichten. Leider nutzen die Unternehmen die Fähigkeiten und Qualifikationen von Frauen jedoch nur teilweise. Sie können deshalb ihre Wettbewerbsfähigkeit nur teilweise entwickeln.

Die statistische Diskriminierung

Zur Erklärung der ungleichen Stellung von Frauen und Männern auf dem Arbeitsmarkt und in den Unternehmen wird in den Wirtschaftswissenschaften das Modell der statistischen Diskriminierung verwendet. Dabei handelt es sich um eine Diskriminierung von einzelnen Personen einer Gruppe von Ar-

beitskräften aufgrund von Annahmen über die Durchschnittsproduktivität der ganzen Gruppe sowie aufgrund von Informationskosten über die zukünftige Produktivität einer einzelnen Arbeitskraft.

Arbeitgeber sind bei der Einstellung und Beförderung von Arbeitskräften über deren Arbeitsproduktivität nur unvollkommen informiert. In vielen Fällen verlassen sich Unternehmen auf vorhandene Erfahrungswerte oder auf die prognostizierten Durchschnittsproduktivitäten einzelner Gruppen, auch wenn dies im Einzelfall eine falsche Prognose ergibt. Dieses Verhalten ist betriebswirtschaftlich sinnvoll, wenn die insgesamt eingesparten Informationskosten höher sind als die durchschnittlichen Produktivitätsgewinne durch sorgfältigere Personalauswahl. Die statistische Diskriminierung ist, ökonomisch betrachtet, in diesem Fall für Arbeitgeber rational.

Der Teufelskreis der Diskriminierung

Frauen sind besonders häufig der statistischen Diskriminierung unterworfen. Ihnen wird eine geringere Durchschnittsproduktivität unterstellt, beispielsweise aufgrund durchschnittlich häufigeren Berufsunterbrechungen, der «Doppelbelastung» in Familie und Beruf oder geringerer Mobilität. Resultat ist, dass bevorzugt Männer eingestellt, Frauen weniger attraktive Arbeitsplätze zugewiesen werden und weniger in ihre Weiterbildung investiert wird.

Das auf den ersten Blick ökonomisch-rationale Verhalten der Arbeitgeber setzt allerdings einen «Teufelskreis der statistischen Diskriminierung» als sich selbst erfüllende Prophezeiung in Gang: Werden den Frauen durch die statistische Diskriminierung Jobs mit niedrigerer Bezahlung und schlechteren Aufstiegsmöglichkeiten zugewiesen, rauben sie vielen Frauen tatsächlich die berufliche Motivation. Frauen antizipieren die Mechanismen und richten die Wahl ihres Berufes und ihr berufliches Engagement danach aus und erfüllen damit die Erwartungen der Arbeitgeber. Der Teufelskreis läuft in vier Schritten ab:

- Unternehmen erwarten bei Frauen eine geringere Erwerbsbeteiligung, eine grössere Fluktuation und weniger berufliches Engagement.
- Unternehmen stellen deshalb weniger Frauen ein und gewähren ihnen weniger Weiterbildung.
- Frauen finden aufgrunddessen schwerer einen Arbeitsplatz, erhalten weniger Lohn und haben geringere Karrierechancen.
- Frauen ziehen sich deshalb eher aus dem Beruf zurück und erfüllen so die Erwartung der Unternehmen, die am Anfang des Teufelskreises steht.

Die «gläserne Decke»

Diese Argumentation gilt aber nicht für Frauen in Führungspositionen. Frauen müssen, um überhaupt in eine Führungsposition zu kommen, besondere Signale für ihre Leistungsfähigkeit produzieren, damit sie den Nachteil eingeschränkter Produktivitätserwartungen überkompensieren können. Beispiele sind eine ausgezeichnete Ausbildung oder lange Arbeitszeiten. Diesen Weg, der als Selbstselektion bezeichnet wird, schlagen aber nur besonders talentierte Individuen ein. Das bedeutet: Frauen, die ins mittlere Management befördert werden, verfügen häufig über bessere Fähigkeiten bzw. eine höhere Produktivität als vergleichbare Männer. Dies müsste Arbeitgeber eigentlich dazu veranlassen, Frauen des mittleren Managements verstärkt an die Spitze zu befördern. Eine «gläserne Decke» dürfte es bei rationalem Verhalten nicht geben! Warum ist die «gläserne Decke» gleichwohl so undurchdringlich?

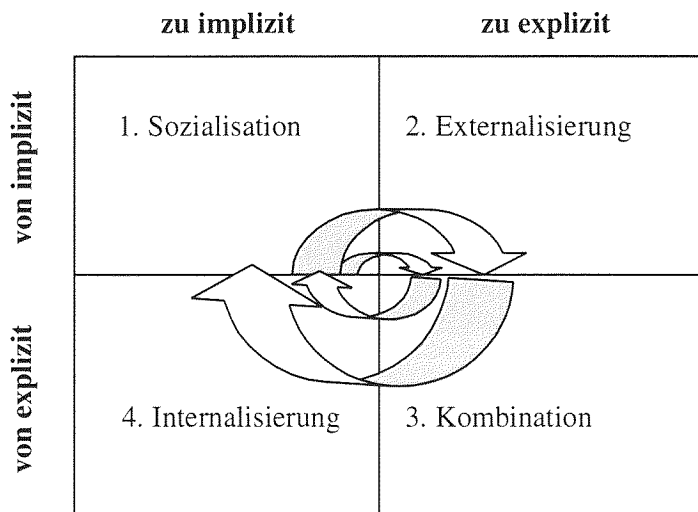
Mechanismen der Wissensproduktion: Die Wissensspirale

Eine wichtige Erklärung liegt in den verborgenen Mechanismen der Wissensproduktion, d.h. genau in den Bedingungen, die zur Hervorbringung des wichtigsten Wettbewerbsvorteils von Unternehmen in der Wissensgesellschaft führen sollten. Diese führen nämlich häufig zu einer Ausschliessung von weiblichem Wissen.

Die japanischen Organisationswissenschaftler Nonaka/Takeuchi haben das Modell der sogenannten «Wissensspirale» entwickelt, das verdeutlicht, wie organisatorisches Wissen im Unterschied zu individuellem Wissen generiert und übertragen werden kann. Sie unterscheiden dabei zwischen explizitem und implizitem (stillschweigendem) Wissen. Nonaka/Takeuchi argumentieren, dass erst der kontinuierliche Austausch zwischen explizitem und implizitem Wissen die Voraussetzung für die Generierung und Übertragung von organisatorischem Wissen bildet. Dazu werden explizites und implizites Wissen zu vier verschiedenen Formen der Wissensübertragung kombiniert: zu Sozialisation, Externalisierung, Kombination und Internalisierung (vgl. Abbildung).

Damit individuelles Wissen zu organisatorischem Wissen wird, muss es Eingang in die Wissensspirale finden. Wir verfügen über zahlreiche empirische Evidenz, dass das Wissen von Frauen auf allen vier Stufen weniger in den organisationalen Wissensbestand eingeht als das der Männer. Deswegen nutzen die Unternehmen das Wissen von Frauen nicht in vollem Umfang.

Die Spirale der Übertragung von Wissen



Quelle: Nonaka/Takeuchi (1997), S. 84

Weibliches Wissen wird bei der Wissensausbreitung behindert

Wir wollen diesen Sachverhalt an Beispielen der einzelnen Phasen der Wissensausbreitung verdeutlichen.

- **Sozialisation:** Das implizite Wissen von Frauen wird in männlich dominierten Teams marginalisiert, so dass es weniger Chancen hat, weitergegeben zu werden. Idealerweise entwickeln Teams ein gemeinsames Verständnis von ihrer Arbeit. Die homogene Team-Kultur kann jedoch gestört werden, wenn eine geschlechtsspezifische Minderheit in einem Team mitarbeitet. Das liegt daran, dass ein Teil des gegenseitigen Vertrauens der männlichen Teammitglieder darauf beruht, dass sie über geschlechtsspezifische Denk- und Handlungsrouninen verfügen.

Beispiel: Eine vergleichende Studie über 78 Orchester weist nach, dass die Arbeitszufriedenheit und die Motivation von Musikern und Musikerinnen sinkt, je höher der Anteil von Frauen ist. Dieser Effekt kommt erst zum Stillstand bzw. kehrt sich um, wenn der Prozentsatz von Frauen nahe an 50% reicht.

- **Externalisierung:** Das implizite Wissen von Frauen wird in geringerem Ausmass expliziert und kann deshalb weniger für die Wissensentwicklung genutzt werden.

Beispiel: Ärztinnen unterlaufen erwiesenermassen weniger Kunstfehler als ihren männlichen Kollegen. Als Grund kann ihr implizites Wissen darüber angesehen werden, wie im Verhältnis zu den PatientInnen verständnisvoll kommuniziert wird. Trotz der volkswirtschaftlichen Relevanz der niedrigeren Fehlerquote wird dieses Wissen weder in der medizinischen Ausbildung gelehrt, noch gehört es zum expliziten Lehrbuchwissen. Wie

eine eigene Studie am Universitätsspital zeigt, verbringen Ärztinnen wesentlich mehr Zeit am Krankenbett als Ärzte, jedoch ist dieses Wissen weder einkommens- noch aufstiegsrelevant.

- **Kombination:** Das explizite Wissen von Frauen wird nicht gleichwertig wahrgenommen und deswegen weniger mit dem expliziten Wissen von anderen Organisationsmitgliedern kombiniert.

Beispiel: Untersuchungen zeigen, dass die Redebeiträge von Frauen häufiger unterbrochen und inhaltlich weniger zu Kenntnis genommen werden als Redebeiträge von Männern. Wichtige Informationen, die weibliche Gesprächspartnerinnen beizutragen hätten, gehen verloren.

- **Internalisierung:** Das explizite Wissen von Frauen hat weniger Chancen, das implizite Regelwissen einer Organisation zu beeinflussen.

Beispiel: Formulierungshilfen für Leistungsbeurteilungen sind nicht geschlechtsneutral formuliert («Er besitzt nicht nur Willen und Mut zu jeder Verantwortungsübernahme, sondern hat auch ein sicheres Gefühl von Verantwortung»). Solche Formulierungshilfen unterstützen Vorgesetzte nicht, die Leistung und das Potential von qualifizierten Mitarbeiterinnen zu erfassen und beschreiben.

Gleichstellungsmanagement als Mittel gegen die Verschwendung

Je deutlicher der Wert von Unternehmen in der heutigen Wissensgesellschaft von dem Wissen der Mitarbeitenden abhängt, desto wichtiger wird es, dass weibliche Humanressourcen nicht verschwendet werden. Wissensmanagement setzt deshalb Gleichstellungsmanagement voraus. Dazu können Unternehmen auf bewährte Methoden

wie Total Quality Management und Controlling zurückgreifen, beispielsweise als Gleichstellungs-Controlling. Würden die Unternehmen dies mit derselben Sorgfalt wie beispielsweise Qualitätsmanagement betreiben, wäre der Verschwendung volks- und betriebswirtschaftlicher Ressourcen ein schnelleres Ende gesetzt!

Margit Osterloh, Prof. Dr., Professorin für Organisation und Innovations- und Technologiemanagement am Institut für betriebswirtschaftliche Forschung der Universität Zürich.

Elena Folini, lic. phil., Assistentin am Institut für betriebswirtschaftliche Forschung der Universität Zürich.

Literatur

G. HAMEL/C. K. PRAHALAD, *Wettlauf um die Zukunft*, Wien 1995.

A. LECHNER, *Asymmetrische Information auf dem Arbeitsmarkt*, Pfaffenweiler 1998.

I. NONAKA/H. TAKEUCHI, *Die Organisation des Wissen*, Frankfurt a. Main 1997.

M. OSTERLOH, *Wettbewerbsfähigkeit in der Wissensgesellschaft, oder: Können Organisationen lernen?* In: *Arbeitsgemeinschaft Betriebliche Weiterbildungsforschung e. V., Projekt Qualifikations-Entwicklungs-Management (Hrsg), Arbeiten und Lernen. QUEM-report, Schriften zur beruflichen Weiterbildung, Heft 68*, Berlin 2001, 123-140.

M. OSTERLOH/J. FROST, *Motivation und Wissen als strategische Ressource*. In: B. Frey/M. Osterloh (Hrsg.), *Managing Motivation*, Wiesbaden 2000, 43-68.

M. OSTERLOH/S. LITTMANN-WERNLI, *Die «gläserne Decke»: Realität und Widersprüche*. In: S. Peters/N. Benschel (Hrsg.), *Frauen und Männer im Management*, Wiesbaden 2000, 123-139.

M. OSTERLOH/S. WÜBKER, *Wettbewerbsfähiger durch Prozess- und Wissensmanagement*, Wiesbaden 1999.

E.S. PHELPS, *The Statistical Theory of Racism and Sexism*. In: *American Economic Review*, 62. Jg, 1972, 659-661.

Gleichheit und Differenz

Facetten einer Debatte

Regina Wecker



12

Die Debatte um Gleichheit und Differenz hat eine lange Tradition und ist dennoch ein Thema der Geschlechterforschung geblieben, das Wissenschaft und Politik immer wieder neu fordert. Die Frage, ob die Berufung auf Gleichheit oder auf Differenz Frauen leichter Erfolg im Kampf um gesellschaftliche Gleichstellung einbringen würde, ist zu einem Kürzel für unterschiedliche feministische Strategien geworden. Die Debatte um die Bedeutung von Gleichheit und Differenz ist auch Ausgangs- und Bezugspunkt wissenschaftstheoretischer Positionen. Ich möchte im folgenden einige Beispiele aus der wechselvollen Geschichte anführen, um dann zu Beispielen der gegenwärtigen Debatte überzugehen.

«Gleichheit nur für Gleiche»

Der Gleichheitsgrundsatz der Französischen Revolution, wie er in der Menschenrechtserklärung festgehalten ist, proklamiert feierlich die natürlichen, unveräusserlichen und gleichen Rechte jedes Menschen auf Freiheit, Eigentum und Widerstand gegen Unterdrückung. Die Rechtsgleichheit beinhaltete auch gleiche Zugangschancen zu öffentlichen Ämtern und die Regelung, dass staatliche Gesetze der Legitimation aller Bürger bedürfen.

Frauen waren in der Neukonzeption von Bürgerrecht und staatlicher Macht von Anfang an nicht als Gleiche vorgesehen. Daran änderten die Forderungen der Olympe de Gouges nichts, die schon 1791, zwei Jahre nach der Erklärung der Menschenrechte, die «Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin» verfasste und darin die Rechtsgleichheit der Frauen proklamierte. Je grösser die allgemeine Akzeptanz des Konzepts gleicher Rechte aber wurde, um so stärker verlangte es nach Legitimation, dass das aufklärerische Credo der Gleichheit für Frauen nicht galt. Man fand sie im aristotelischen Rechtsgrundsatz, dass nur Gleiche auch gleich behandelt werden sollten. Die Differenz zu Männern war es, die die Frauen von den Rechten ausschloss. Das Konzept der Gleichberechtigung

im europäischen politischen Denken beruht zwar nicht auf der Vorstellung, dass nur identische Haltungen, Leistungen und Einstellungen zu gleichen Rechten führen, im Gegenteil: Das Konzept von gleichen Rechten akzeptiert die Existenz bestehender Unterschiede und Ungleichheiten, ohne dabei auf generelle Ungleichwertigkeit zu rekurrieren. Auf Frauen aber wurde dieses Prinzip nicht angewandt, ihre Differenz zu Männern galt als so gravierend, dass sie diesen Ausschluss legitimierte.

Durch diese Definition von Gleichheit erhielt die Geschlechterdifferenz weitreichende Bedeutung. Sie wurde zur Voraussetzung der Geschlechterhierarchie und damit der Diskriminierung von Frauen. Da jede Differenz vom männlichen Mass auch gleich eine hierarchische Abwertung darstellt, kann der Anspruch auf Gleichberechtigung nur erworben werden, indem offensichtlich bestehende Ungleichheiten als nebensächlich deklariert werden. Sie dürfen nicht als tatsächliche Abweichung vom männlichen Massstab gewertet werden können. Frauen mussten unter Beweis stellen, dass sie in jeder Lebenslage und «unter allen Umständen» identische Leistungen erbringen konnten. War das nicht möglich, rechtfertigte das eine Minderstellung und den Ausschluss von «allgemeinen» Rechten.

So wurde der Fortbestand der «Geschlechtsvormundschaft», einem Rechtsinstitut, das Frauen verbot, selbständig zu handeln und über ihren Besitz zu verfügen, im 19. Jahrhundert damit begründet, dass sie «geschäftsunfähig» seien und nicht in der Lage, «das Recht zu unterscheiden vom Unrecht.» Anders als Männer, die sich im Verlaufe des 19. Jahrhunderts aus der ständischen und der familiären Abhängigkeit lösten, blieben Frauen weiterhin unmündig.

Noch in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts galt auch das fehlende Wahlrecht der Frauen in der Schweiz nicht als Verstoß gegen die in der Bundesverfassung verankerte Rechtsgleichheit, denn, so führt der Kommentar aus: «Der Bundes- und kantonale Gesetzgeber haben ... aufgrund des Art. 4 BV nicht eine absolute, mechanische Gleichheit, die auf die bestehenden Ungleich-

heiten, wie z.B. auf das Alter, das Geschlecht, die Urteilsfähigkeit ... gar keine Rücksicht nimmt, zu verwirklichen. ... Die Gleichheit vor dem Gesetz verlangt vielmehr, dass derartige Unterschiede auch in der Rechtsordnung Berücksichtigung finden. Die Gleichbehandlung von Ungleichen würde ihrerseits zu Ungleichheiten führen...»

»Mann und Frau sind gleichberechtigt...« Art. 4, Abs. 2 BV

Die Aufnahme eines Zusatzartikels in der Bundesverfassung war nötig, um dieser Definition von Gleichheit auf der Gesetzebene ein Ende zu bereiten. 1981 wurde eine entsprechende Verfassungsänderung angenommen: Artikel 4, Abs. 2 verankerte explizit die Gleichberechtigung von Mann und Frau. «Mann und Frau sind gleichberechtigt. Das Gesetz sorgt für ihre Gleichstellung, vor allem in Familie, Ausbildung und Arbeit. Mann und Frau haben Anspruch auf gleichen Lohn für gleichwertige Arbeit.»

Die nun infolge dieser Änderung angestrebten Gesetzesrevisionen, die die Gleichstellung von Frauen zum Ziel hatten, waren aber durchaus nicht immer vorteilhaft für ihre gesellschaftliche Stellung. Man konnte zunächst sogar den Eindruck erhalten, dass gerade die Gesetze zuerst revidiert wurden, die vermeintliche Vorteile von Frauen beinhalteten. Das wird am Beispiel der Aufhebung des Nachtarbeitsverbots auf internationaler und nationaler Ebene und der Revision der Bürgerrechtsgesetzgebung deutlich.

Folgen der Verfassungsrevision:

Zwei Beispiele

In einem Urteil vom 25. Juli 1991 entschied der Court of Justice der europäischen Gemeinschaften in Luxemburg, dass das Nachtarbeitsverbot, das seit dem 19. Jahrhundert für Frauen in der Industrie bestand, nicht mit dem Grundsatz der Gleichberechtigung von Mann und Frau vereinbar sei. Damit war die Abschaffung des Nachtarbeitsverbotes auf nationaler wie auf internationaler Ebene möglich. Auch in der Schweiz wurde im Zuge der Revision des Arbeitsgesetzes das Nachtarbeitsverbot für Frauen in der Industrie abgeschafft mit dem Argument, dass Frauenschutz in dieser Form heute

nicht mehr gerechtfertigt erschiene. Die Gegner der Aufhebung des Nachtarbeitsverbots argumentierten, dass damit Gleichheit im Sinne einer Angleichung an männliche Normen interpretiert und den bestehenden Unterschieden zwischen männlichen und weiblichen Lebensbedingungen nicht Rechnung getragen würde. Die Diskussion um Differenz und Gleichheit, die im Zusammenhang mit der Geschichte des Nachtarbeitsverbots schon im 19. Jahrhundert geführt wurde, fand hier ihre Fortsetzung.

Bei der Änderung der Bürgerrechtsgesetzgebung wurde der bisher bestehende automatische Erwerb des Schweizerbürgerrechts durch die Ausländerin, die einen Schweizer heiratet, aufgehoben. Ausländische Ehepartner haben dadurch – unabhängig vom Geschlecht – vielfach kein selbständiges Aufenthaltsrecht. Die Möglichkeit, Gleichstellung dadurch zu erreichen, dass auch ein Ausländer, der eine Schweizerin heiratet, das Schweizer Bürgerrecht erhält, wurde abgelehnt.

Vordergründig wurden in diesen Fällen «Privilegien» von Frauen im Namen der Gleichheit (zwischen Männern und Frauen) aufgegeben. Es wurde damit nicht nur «nach unten» nivelliert, es wurden auch neue Ungleichheiten geschaffen, da eine formal gleiche Regelung aufgrund der sozialen Situation von Frauen als indirekte Diskriminierung wirken kann: So ist Nachtarbeit mit den Aufgaben der Kinderbetreuung schwer zu vereinbaren und hat besonders schädliche Auswirkungen auf die Gesundheit, wenn sie zusätzlich zur Kinder- und Hausarbeit übernommen werden muss. Die mit einem Schweizer verheiratete Ausländerin ist aufgrund ihrer Rolle als Frau meist stärker von ihrem Ehemann und vom Verlauf der Ehe abhängig, als das für einen mit einer Schweizerin verheirateten Ausländer der Fall ist. Das fehlende Bürgerrecht ist für sie nachteiliger.

Die «Angst vor der Gleichheit» – wie es die Berliner Juristin Susanne Baer genannt hat – ist ebenso berechtigt wie es früher die «Angst vor der Differenz» war. Dabei scheint sich zu bewahrheiten, dass Frauen dann von der rechtlichen Gleichstellung profitieren, wenn sie in möglichst identischen Lebenssituationen wie Männer sind. Die Soziologin Andrea Maihofer weist auf die negativen Folgen hin, die jede Abweichung von dieser (männlichen) Norm hat.

«Frauen mögen sich drehen und wenden, wie sie wollen, Masstab für ihre Gleichheit im Recht ist immer der Mann, seine Fähigkeiten, sein Wissen, seine Vorstellung von Familie, Leben, Beruf, Wissenschaft, Politik usw. Ihre Verschiedenheit wird hieran gemessen, vornehmlich in negativer und damit diskriminierender Form wahrgenommen.»

Die Berufung auf Gleichheit war für den Vorgang der politischen Gleichstellung eine notwendige und richtige Strategie –

oder zumindest im historischen Rückblick ist ohne diesen Anspruch eine politische Gleichstellung nicht denkbar. Allerdings erweist sich der Anspruch in bezug auf die gesellschaftliche Gleichstellung doch zumindest als zweischneidig.

Gleichheit versus Differenz:

Unmögliche Alternativen

Am Beispiel des «Sears-Case» hat die amerikanische Historikerin Joan Scott die antithetische Gegenüberstellung von Differenz und Gleichheit dafür verantwortlich gemacht. Dem amerikanischen Multi «Sears» wurde aufgrund statistischer Evidenz vorgeworfen, Frauen zu diskriminieren. Die vor Gericht zu klärende Frage war, ob aus der Tatsache, dass in den gut bezahlten Positionen des Verkaufs und des Aussendienstes so wenige Frauen arbeiteten, geschlossen werden darf, dass der Konzern Frauen diskriminierte, oder ob Frauen aufgrund ihrer unterschiedlichen Präferenzen diese Stellen überhaupt nicht anstrebten. Durch die Art der Beweisführung wurde dies zu einer Frage nach Gleichheit oder Differenz: Hatten Frauen die gleichen Interessen wie Männer, dann musste der Konzern sich Diskriminierung vorwerfen lassen, war das nicht der Fall und verhielten sich Frauen anders als Männer, dann war er schuldlos.

Joan Scott hat diese antithetische Gegenüberstellung von Differenz und Gleichheit als «unmögliche» Alternative wie folgt analysiert:

«When equality and difference are paired dichotomously, they structure an impossible choice. If one opts for equality, one is forced to accept the notion that difference is antithetical to it. If one opts for difference, one admits that equality is unattainable.»

Entweder wollen Frauen Gleichberechtigung, dann müssen sie sich Männern anpassen, oder sie bestehen auf den Unterschieden (und verweigern die Anpassung) und dann verwirken sie auch die rechtliche (und ökonomische) Gleichstellung.

Feministische Politik – so Scott – kann weder den Standpunkt der Differenz als eines ihrer kreativsten «Werkzeuge» noch den der Gleichheit, im Sinne der Grundsätze eines demokratischen Prinzips, aufgeben. Differenz und Gleichheit dürfen einander nicht antithetisch gegenübergestellt werden.

Das «Dilemma von Differenz und Gleichheit»

Gleichheit kann also Angleichung an ein hegemoniales Muster beinhalten, z.B. an «männliche» Lebensformen oder bestimmte kulturelle Mehrheitsformen. Das führt zur Diskriminierung derer, die infolge ihrer geschlechtlichen (oder ihrer ethnischen oder kulturellen) Prägung diese Lebensformen nicht annehmen

wollen oder können. Differenz kann aber ebenso Unterdrückung verschleiern, wenn etwa kulturelle oder religiöse Differenzen zur Legitimation des Ausschlusses von Frauen von Bildungsmöglichkeiten oder der Gesundheitsversorgung geltend gemacht werden.

Wie ein nicht antithetisches Verständnis von Gleichheit und Differenz aussehen könnte, macht Susanne Baer am Beispiel der Quote deutlich: Wird die Quote als Regelung verstanden, die den Zugang zum Arbeitsmarkt, zum Parlament etc. gewährleistet, deren Zuschnitt und Bedingungen als gegeben angenommen werden, beinhaltet sie die Gefahr der Angleichung. Wird sie aber als Regelung verstanden, die den Zugang aufgrund einer angemessenen Bewertung unterschiedlicher Qualifikationen gewährleistet, die dann auch den Arbeitsmarkt und seine Anforderungen verändern können, anerkennt sie Differenz und stellt dennoch Gleichheit her. «Sie bekämpft die Hierarchie, anstatt sie mit etwas anderen Akteuren zu reproduzieren. Diese Differenz ist notwendiger Bestandteil der Gleichheit im Sinne eines Hierarchisierungsverbotes. Die Anerkennung dieser Differenz stellt Gleichheit erst her.» Anders als die Psychologin Gertrud Nunner-Winkler geht Baer damit nicht davon aus, dass Quotierungsforderungen dem Gleichheitsanspruch entgegenstehen oder ihn gar unterlaufen. Der Polarisierung von Differenz und Gleichheit steht in der Konzeption von Susanne Baer die Möglichkeit einer Neukonzeption von Demokratie und Gleichheitsrecht entgegen. Ob allerdings diese Möglichkeit ergriffen werden kann, hängt nicht allein von ihrer wissenschaftlichen Plausibilität und ihrer gesellschaftlichen Innovationskraft ab, sondern auch von der Definitionsmacht – und über die verfügen Frauen leider nicht im gleichen Mass wie Männer.

Regina Wecker ist Professorin für Frauen- und Geschlechtergeschichte an der Universität Basel.

Literatur:

Susanne Baer, *Hierarchie, Demokratie und Differenz. Perspektiven für eine Rechtsordnung der Bürgerinnen und Bürger*. In: Brander et al. (Hg.) *Geschlechterdifferenz und Macht*, Freiburg 2001.
Andrea Maihofer, «Gleichberechtigung in der Differenz oder Gleichheit und Differenz». In: *Differenz und Gleichheit in Theorie und Praxis des Rechts. Veröffentlichung des 5. Schweizerischen feministischen Juristinnenkongresses*, Basel 1995.
Gertrud Nunner-Winkler, *Wider die Differenz, es lebe die Gleichheit*. In: *Kultur, Geschlecht, Körper*, Münster 1999.
Joan W. Scott, *The Sears Case*. In: Joan Scott, *Gender and the Politics of History*, New York 1988.

Vielfältiger und vernetzter denn je

Die Frauenbewegung heute

Elisabeth Joris

14

Gibt es sie noch? Wie steht es mit der Bewegung in der Bewegung? Immer und immer werden sie gestellt, die Fragen nach dem heutigen Stand der Frauenbewegung. Auch wenn, zumindest von aussen, von der früheren Frauenpower nur noch wenig zu sehen ist, wäre es doch allzu einfach, vom Ende der Frauenbewegung oder gar dem Ende des Feminismus zu sprechen. Die Veränderungen im Recht, in der Wirtschaft und in der Wissenschaft der letzten Jahre haben auch die Fragestellungen, Analysen, Strukturen und Agitationsformen der Bewegung verändert.¹

Die Bedeutung des Rechtswegs

Mit dem Verfassungsartikel 4bis von 1981 war die Gleichstellung bei weitem nicht garantiert. Um dem Diskriminierungsverbot auf nationaler Ebene gesetzlich Nachachtung zu verschaffen, gelang es eidgenössischen Parlamentarierinnen und breiten Kreisen der Frauenbewegung auf dem Hintergrund des Frauenstreiks und der Bundesrätinnenwahl, dass National- und Ständerat das Gleichstellungsgesetz annahmen. Seit 1996 in Kraft verbietet es explizit jegliche Art von Diskriminierung im Erwerbsbereich – auch die sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz gilt als Diskriminierung – und enthält rechtliche Massnahmen zur Durchsetzung der Lohngleichheit wie beispielsweise die Verbandsklage. Vor allem im öffentlichen Bereich setzen Frauen mit beachtlichem Erfolg ihre Lohnforderungen durch, nicht selten rückwirkend. Wegen der Langwierigkeit der Verfahren erscheinen diese Erfolge wenig spektakulär, sind aber dennoch Ausdruck einer Frauenbewegung, der sich auf betrieblicher Ebene auch junge Frauen zugehörig fühlen. Gerade im Gesundheitswesen gingen diese auf die Strasse und machten mit medienwirksamen Aktionen auf sich aufmerksam – und erhielten Recht, wie beispielsweise im Kanton Zürich, wo sich der kantonale Finanzdirektor vergeblich gegen eine Gleichstellungsdiskussion wehrte und

sich nun zu millionenschweren Nachzahlungen verurteilt sieht.

Zwiespalt statt Aufbruch

Eher zwiespältig sind die Erfahrungen im Bereich der Sozialversicherungen. Auf Druck der Frauen und Parlamentarierinnen wurden in der AHV Beitrags- und Erziehungsgutschriften sowie die Individualrenten durch Einkommenssplitting für Ehepaare eingeführt, für deren Finanzierung aber einseitig die Frauen belastet werden. Ebenso wenig ist bis heute eine frauenfreundlichere Ausgestaltung der Pensionskassenregelung zustande gekommen: Frauen mit tiefem Einkommen bleiben bei den Pensionskassen weiterhin ausgeschlossen. Und die Mutterschaftsversicherung wird in Bälde nicht wegen der Frauenbewegung, sondern wegen der besseren Konjunkturlage eingeführt: um weibliche Arbeitskräfte wird gebuhlt.

So vermögen denn die Auseinandersetzungen um den Ausbau der Sozialversicherung nur noch wenige Frauen zu bewegen. Auch das vor allem von den Gleichstellungsbüros propagierte «Gender-Mainstreaming» – die Gleichstellung als Normalität – zeigt Erfolge in Verwaltungen und einigen wenigen Privatunternehmen, doch bewegt es von seinem Ansatz her kaum die Gemüter breiterer Frauenkreise und die Ergebnisse sind kurzfristig kaum nach aussen zu kommunizieren. Trotzdem sind sowohl das Mainstreaming wie die bewusste Stützung junger Frauen bei ihrer Karriere in Wirtschaft und Wissenschaft Mosaiksteine der gegenwärtigen Frauenbewegung.

Gewalt gegen Frauen: statt feministischer Analysen institutionalisierte Intervention

Unter dem Einfluss der Frauenbewegung wurde seit Mitte der 80er Jahren die alltägliche körperliche, sexuelle und psychische Gewalt gegen Frauen von sich immer weiter ausdehnenden Kreisen thematisiert. Die Diskussionen führte vor allem auch auf Druck von bürgerlichen Parlamentarierinnen und Frauengruppen sukzessive zu Gesetzesrevisionen: strafrechtliche Ahndung der Vergewaltigung in der Ehe, Verlängerung der Verjährungsfristen im Bereich der sexuellen Ausbeutung von Kindern und Abhängigen, explizite Anerkennung der sexuellen Integrität. Gewalt gegen Frauen, von den Gleichstellungsbüros als Diskriminierung definiert, war ebenso Thema der Konferenz des Europarates 1993 wie der UNO-Frauenkonferenz von Beijing 1995, an denen sich die Schweiz offiziell beteiligte.

Das von Frauen als Teil ihres feministischen Engagements in Projekten wie Frauenhäuser, Nottelefone sowie Beratungsstellen und Arbeitsgruppen gegen

sexuelle Ausbeutung und Belästigung entwickelte Fachwissen wird zunehmend auch von Polizeistellen, Sozialämtern, Gesundheits- und Schulbehörden genutzt. Wissenschaftliche Forschungen werden von der öffentlichen Hand finanziert und zur wichtigen Grundlagen für die Einführung von Massnahmen. Von den Gleichstellungsbüros initiierte Kampagnen sensibilisieren eine breitere Öffentlichkeit. Interventionsprojekte gegen häusliche Gewalt – wie in Basel («HaltGewalt») und dem Kanton Zürich (ZIP) – zeigen modellhaft Möglichkeiten der Zusammenarbeit verschiedener Institutionen und Projekte auf und avancieren zur Richtschnur für die zukünftige Bekämpfung alltäglicher Gewalt. Das Thema ist zwar auch für die Frauenbewegung immer noch von zentraler Wichtigkeit – die «Marche mondiale des Femmes» hob dies nochmals deutlich hervor – doch das Agendasetting geschieht auf der Ebene der Institutionen.

Wieder mehr öffentliche Beachtung jedoch erhält trotz grassierender Fremdenfeindlichkeit der – vor allem von den Organisationen der Migrantinnen aufgezeigte – tägliche und rechtlich abgestützte Rassismus. Die Situation von Migrantinnen ohne eigenständiges Aufenthaltsrecht ist oft gewaltgeprägt. Sie müssen beim gewalttätigen Ehemann – ob schweizerischer oder ausländischer Herkunft – verharren, um nicht in ihr Herkunftsland zurückgeschickt zu werden. Mit einer über die Parteigrenzen exemplarisch organisierten Lobbyarbeit von Feministinnen im Parlament und der Aktion «Verbleib beim Ehemann» ist es schliesslich gelungen, die entsprechende Revision der Gesetzgebung einzuleiten, auch wenn das Lager der rechtskonservativen Männer die Umsetzung noch verzögert. Waren es vor allem Frauen der in der Flüchtlingshilfe engagierten Organisationen, die auf die frauenspezifischen Fluchtgründe hinwiesen, die in der Regel nicht als asylrelevant gelten, so haben die eskalierenden kriegerischen Konflikte im ehemaligen Jugoslawien die Öffentlichkeit zumindest kurzfristig für die Gewaltbetroffenheit von Frauen sensibilisiert. Für eine geschlechterdifferenzierte Handhabung des Asyl- und AusländerInnenrechts, die sich nicht an der starren Durchsetzung des formalen Rechts orientiert, braucht es jedoch weiterhin den Druck von unten. Dieser wird gegenwärtig wohl von in Hilfswerken engagierten Feministinnen organisiert, aber von breiteren Frauenkreisen kaum unterstützt.

Der weibliche Körper zwischen Selbst- und Fremdbestimmung

Das Postulat der Neuen Frauenbewegung der 70er Jahre lautete, der weiblich-

che Körper sei per se schön und kostbar, da er Frauen eigenbestimmte Sexualität ermögliche und zudem das Wunder der Geburt neuen Lebens in sich berge. Diese für die Emanzipation so zentrale Selbstdefinition des weiblichen Körpers wurde in den 80er und 90er Jahren vor allem durch Werbung, Mode und Schönheitschirurgie vehement und offensiv bekämpft. Viele junge Frauen, über Sexualität systematisch aufgeklärt durch die staatlichen Präventionskampagnen gegen Aids, hungern und fasten in grossem Ausmass. Andererseits setzen andere ihren Körper mit einem neuen Selbstbewusstsein auch spielerisch zur Schau und die Männer unter Druck. Allergisch gegen moralisches Argumentieren, finden sie einen neuen Umgang mit dem Erbe der Feministinnen: selbst im Mimen des schwachen verstehen sie sich als starkes Geschlecht.

Deutliche Spuren haben die Postulate der Neuen Frauenbewegung dank dem auch gegenwärtig noch ausgeprägten Engagement von Feministinnen in der Politik hinterlassen. Im Rahmen der Initiativen der WHO erschien auch in der Schweiz 1996 der erst schweizerische Frauengesundheitsbericht, der insbesondere zeigt, dass in erster Linie Handlungsbedarf besteht bei ökonomisch schlechter gestellten Frauen, Immigrantinnen, Opfern von sexueller Gewalt und bei Frauen mit Suchtverhalten. Das 1998 an den Bundesrat überwiesene Postulat der Nationalrätin Ruth-Gaby Vermot regt die Schaffung einer Zentralstelle für Frauengesundheit beim Bund an. Diese soll präventive Informationskampagnen entwickeln, die frauenspezifische Gesundheitsforschung koordinieren, interdisziplinäre Frauen-

gesundheitsprogramme planen und begleiten.

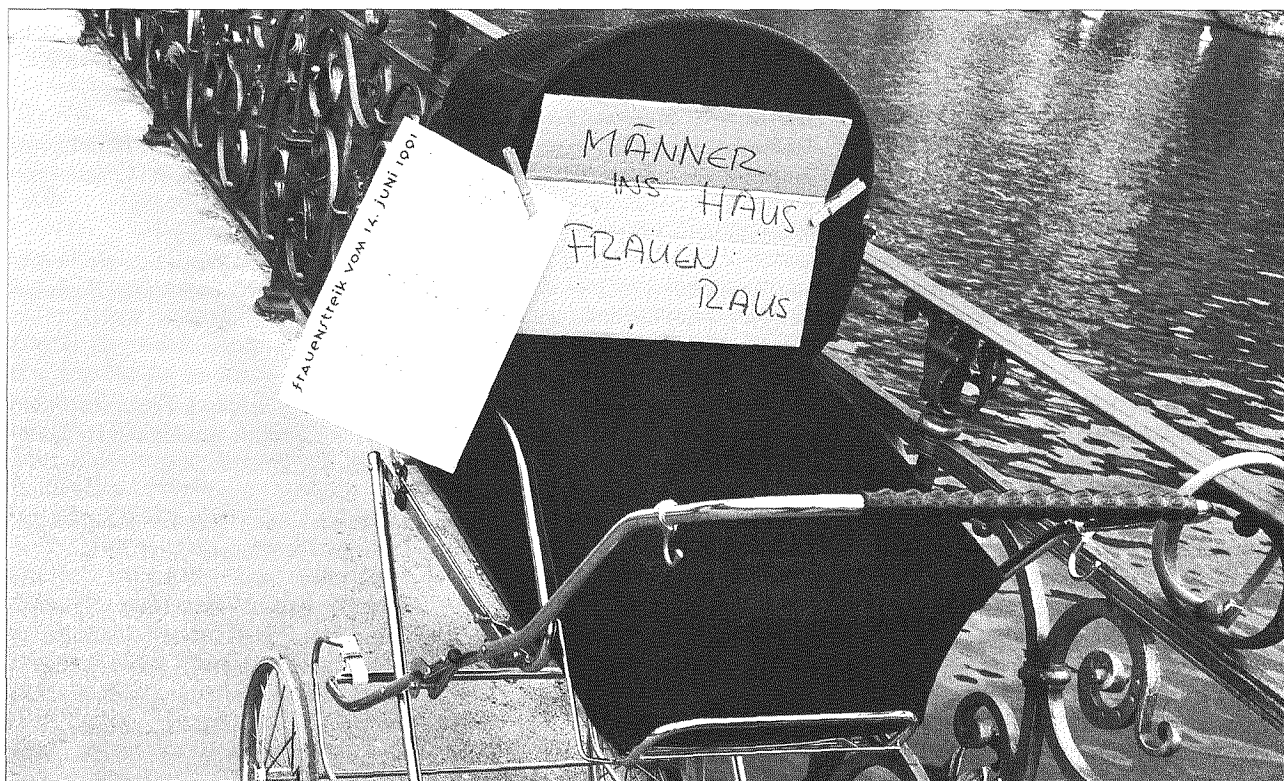
Kontrollierende und entmündigende Aspekte zeigen sich für Frauen insbesondere bei der Gen- und Reproduktionstechnologie. Auf die Pharmafirmen wartet das grosse Geschäft mit den Patenten auf Gene. Für Frauen sind die Fortschritte und Profitchancen des biotechnisch-industriellen Komplexes besonders gravierend. Eine geschlossene Stellungnahme der Frauenbewegung ist aber nicht zu erwarten, denn die Interessen auch engagierter Frauen divergieren je nach ethischem Standpunkt und beruflicher oder familiärer Situation. Vorgeburtliche Diagnose, Erbgutanalysen und eugenischer Schwangerschaftsabbruch sind Realitäten, denen sich schwangere Frauen heute stellen müssen. Der Zwang zur Abtreibung von so genannt lebensunwerten Föten oder zu Genterapien am ungeborenen Kind nimmt zu. Die 1997 verworfene Geschutz-Initiative (Moratorium im Tier- und Pflanzenbereich) hatte in ihrer ursprünglichen Fassung auch ein Moratorium für Reproduktionstechnologien enthalten. Dieses wurde jedoch wieder aus dem Initiativtext gestrichen, da es schon in den 90er Jahren nicht mehr als mehrheitsfähig galt. Die autonomen Frauenorganisationen wie Nogerete, Antigena oder MoZ (Mutterschaft ohne Zwang) zogen sich zurück – angemessene Vernetzungen und Formen des Widerstands gegen den Zugriff auf das «Lebendige» im weiblichen Körper scheint schwierig. Selbst die Forderung nach der Selbstbestimmung über den eigenen Körper erhielt durch die Möglichkeit und den Zwang zur Auswahl zwischen erwünschtem und uner-

wünschtem Leben eine zwiespältige Dimension. Dennoch zeigt sich gegenwärtig einzig hier eine breite Unterstützung der Frauenbewegung für die sich endlich abzeichnende gesetzliche Lösung des Schwangerschaftsabbruchs. Eine breite Bewegung löst dies jedoch nicht mehr aus, zu alltäglich ist Abtreibung heute bereits schon.

Diskursorientierte Theoriedebatten

Die an die Körpererfahrung von Frauen anknüpfenden Debatten wurden in der Schweiz vor allem auf universitärer Ebene und dem «Verein Feministische Wissenschaft» rezipiert, neben Philosophinnen, Psychologinnen, Literaturwissenschaftlerinnen zunehmend auch mehr Kulturschaffende und Kommunikationstheoretikerinnen. Im Zeichen der Postmoderne der 90er Jahre wurde die Unterscheidung «sex/gender» von postfeministischen Wissenschaftlerinnen und Kulturschaffenden in Anlehnung an die US-Amerikanerin Judith Butler kritisiert. Der Einfluss der Linguistik in dieser Debatte zeigt sich in der Bedeutung, die dabei der Diskurstheorie zukommt. Da Normen und Dinge nur über Sprache Realität würden, sei auch das biologische Geschlecht keine fixe Realität, sondern kulturell abhängig und durch Sprache konstruiert, d.h. auch wandelbar. Schienen die Fragestellungen lange nur engere Kreise anzusprechen, zeigt das breite Interesse auch junger Frauen an den von der Schule für Gestaltung in Zürich eben erst ausgeschriebenen «Gender Studies» doch neue Facetten.

Die in der Schweiz vorwiegend von den Migrantinnen aufgenommene angelsächsische Debatte über «race, class



and gender» kritisiert in der Diskussion um Differenzen die Betonung der kulturellen Unterschiede und verknüpft die sozialen und rechtlichen Ungleichheiten zwischen den Frauen – vor allem auch zwischen Frauen mit oder ohne Schweizer Pass – mit der alltäglichen und rechtlichen Diskriminierung der Frauen als Geschlecht: in der Familie, in der Bildung und im Erwerbsbereich. Und schon verweist die gegenwärtigen Debatte um die Illegalen – dazu zählen in grosser Zahl Hausangestellte und im Prostitutionsbereich tätige Frauen –, die von der Migrantinnenbewegung entscheidend mitinitiiert wurde, weitere Facetten der Frauenbewegung und feministischer Analysen, auch wenn sie nicht als solche wahrgenommen werden.

NGOs und Networking – die neuen Facetten der Frauenbewegung

Enge Kooperation oder punktuelle Zusammenarbeit, Engagement auf lokaler Ebene oder in globalen Zusammenhängen: die Facetten der Frauenbewegung sind vielfältiger und gelegentlich auch enger vernetzt denn je. Doch agieren die Frauen häufig nicht im Namen der Frauenbewegung, sondern im Namen des anvisierten Zieles oder der – in den späten 90er Jahren zahlenmässig zunehmenden – NGO's und informellen Netzwerke. Zudem kommt es zur Erreichung der gesetzlich verankerten Verbesserung der Situation von Frauen, der Implementierung der Gleichstellung in öffentlichen Institutionen, der Schaffung neuer Forschungsstellen oder Anlaufstellen gegen Gewalt, der Verhinderung der Schliessung von Frauenprojekten oder deren finanziellen Aushungerung immer wieder zu rascher informeller Zusammenarbeit, dank einem immer wieder überraschend gut funktionierenden Networking. Dieses basiert nicht zuletzt auf dem informellen Netz von Bekanntschaften vieler während Jahren in der Frauenbewegung aktiver Frauen, die inzwischen überall Stellen besetzen.

Die sich als feministisch verstehenden NGO's und Projekte, wie beispielsweise FrAu (Frau und Aussenpolitik) oder Nosotras (Frauen aus Lateinamerika), haben sich, um ihren Einfluss auch zukünftig zu sichern und rasch Stellung zu politischen Ereignissen nehmen zu können, gesamtschweizerisch zur FemCo zusammengeschlossen. Viele von ihnen sind in der NGO-Koordination post Beijing engagiert, die zusammen mit dem Eidgenössischen Gleichstellungsbüro an der Umsetzung des Aktionsplans der 5. UNO-Frauenkonferenz arbeiten. Am Sitz der UNO in New-York endete auch die vor allem über das Internet weltweit organisierte «Marche mondiale des Femmes», an der sich letztes Jahr Frauen in allen Re-

gionen der Schweiz beteiligten, um gegen die weiterhin wirksame Diskriminierung und Gewalt gegen Frauen zu protestieren. Die Organisation der «Marche mondiale» ist Ausdruck der gegenwärtigen Bewegung: Pluralität und lokale Eigeninitiativen, dank neuer Technologien aber global vernetzt.

So lässt sich zusammenfassend festhalten, dass die zunehmende Differenzierung der Positionen und Sensibilität für die Unterschiede zwischen Frauen zum Verlust des grossartigen Gefühls der Zusammengehörigkeit und des ungebrochenen Glaubens an die «Frauenpower» führten. Damit hat die Frauenbewegung in starkem Masse an Attraktivität für junge Frauen eingebüsst. Internationalität, Pluralität und grenzüberschreitende Vernetzung bei lokaler Verankerung bleiben aber trotz relativ geringer öffentlicher Aufmerksamkeit die Merkmale der Frauenbewegung. Von deren Ende zu sprechen wäre daher verfehlt. Durch die Vernetzung von in verschiedensten politischen und beruflichen Bereichen engagierten Frauen fliessen feministische Analysen und in feministischen Projektarbeiten gewonnenes professionelles Knowhow in die öffentliche Arbeit, Regulierung und Gesetzgebung ein. Und im Rahmen verschiedenster Aktionen wird feministische Erfahrung und Weltdeutung an jüngere Frauen mitgegeben.

Elisabeth Joris, Historikerin, zusammen mit Heidi Witzig Herausgeberin von «Frauengeschichte(n), Dokumente aus zwei Jahrhunderten zur Situation der Frauen in der Schweiz», und Mitherausgeberin von «Olympe. Feministische Arbeitshefte zur Politik».

1) Die folgenden Ausführungen basieren auf der von Heidi Witzig und mir verfassten Ergänzung zu dem 1986 erstmals herausgegebenen Dokumentenband: *Frauengeschichte(n). Dokumente aus zwei Jahrhunderten zur Situation der Frauen in der Schweiz*, 4., ergänzte Auflage, Limmat Verlag, Zürich 2001.

Literatur zum Thema

Christina von Braun (Hg.), Gender-Studien: eine Einführung, Stuttgart 2000.

Regina Becker-Schmid, Feministische Theorien zur Einführung, Hamburg 2000.

Kathrin Braun, Feministische Perspektiven der Politikwissenschaften, München 2000.

Ute Gerhard (Hg.), Das Geschlecht der Europa, Wien 2000

Sybille Becker u.a. (Hg.), Das Geschlecht der Zukunft: Frauenemanzipation und Geschlechtervielfalt, Stuttgart 2000.

Ines Weller (Hg.), Nachhaltigkeit und Feminismus, Bielefeld 1999.

Luise Winterhagen-Schmid, Konstruktionen des Weiblichen: ein Reader, Weinheim 2000.

Marit Rullmann, Frauen denken anders. Philo-Sophias 1 x 1, Frankfurt a.M. 2000.

Gudrun-Axeli Knapp, Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik, Münster 2001.

Justine Cassell (Hg.), From Barbie to Mortal Combat: gender and computer games, Cambridge 2000.

Lorraine Code (Hg.), Encyclopedia of feminist theories, London 2000.

Cheris Kramarae; Dale Spender (Hg.), Routledge International Encyclopedia of Women. Global Women's Issues and Knowledge, 4 Bde. New York 2000.

Ilse Lenz (Hg.), Frauenbewegungen weltweit: Aufbrüche, Kontinuitäten, Veränderungen, Opladen 2000.

Silke Redolfi, Frauen bauen Staat: 100 Jahre Bund Schweizerischer Frauenorganisationen, Zürich 2000.

Roswitha Scholz, Das Geschlecht des Kapitalismus: feministische Theorien und die postmoderne Metamorphosen des Patriarchats, Bad Honnef 2000.

Alice Schwarzer (Hg.), Man wird nicht als Frau geboren: 50 Jahre nach dem «anderen Geschlecht» ziehen Schriftstellerinnen und Politikerinnen gemeinsam Bilanz: wo stehen die Frauen heute, Köln 2000.

Alice Schwarzer, Der grosse Unterschied: gegen die Spaltung von Menschen in Männer und Frauen, Köln 2000.

Susan Faludi, Männer – das betrogene Geschlecht, Hamburg 2001.

Germaine Greer, Die ganze Frau. Körper Geist Liebe Macht, München 2000.

Danièle Lenzin, Die Sache der Frauen. OFRA und die Frauenbewegung in der Schweiz, Rotpunktverlag 2000.

Elisabeth Bühler, Frauen- und Gleichstellungsatlas Schweiz, Zürich 2001.

Büro für die Gleichstellung von Mann und Frau der Stadt Zürich (Hg.), Zapp Zappina, Eine Zeitreise mit Zürichs Frauen. 150 Jahre Stadtgeschichte für Mädchen ab 10 Jahren, Bern 1999.

Marthe Gesteli, Vergessene Geschichte. Illustrierte Chronik der Frauenbewegung 1914-1963. 2 Bde., Bern 2000.

Neuerscheinungen

Carter Heyward, Jesus neu entwerfen. Die Macht der Liebe und der Gerechtigkeit, mit einem Vorwort von Dorothee Sölle, Edition Exodus, Luzern 2001, auch zu bestellen bei:
EditionExodus@compuserve.com/
Fax 0041 (0)41 410 87 41

Sabine Burkard (Hg.), Religiöse Frauen des Mittelalters, Mystikerinnen und Prophetinnen, Gütersloh, erscheint im September 2001.

Elsa Tamez, Da hasste ich das Leben. Eine Lektüre des Buches Kohelet, Edition Exodus, Luzern 2001.

Unterwegs zu neuen Horizonten. Gleichgeschlechtlichkeit: Überlegungen und Gesprächsanstösse zu den Stellungnahmen der Evangelischen Kirchen der Schweiz, Hg. Schweizerischer Evangelischer Kirchenbund, Theologische Kommission, 2001.
kik-Verlag, 8415 Berg am Irchel.
Fax 052 318 21 14, kik@bluewin.ch

Ursula Roth, Die Beerdigungsansprache. Argumente gegen den Tod im Kontext der modernen Gesellschaft. Praktische Theologie und Kultur, Bd.6, Gütersloh, erscheint im September 2001.

Chris Paul (Hg.), Neue Wege in der Trauer- und Sterbebegleitung. Hintergründe und Erfahrungsberichte für die Praxis, Gütersloh 2001.

In diesem Buch werden auch die wichtigsten englischsprachigen Veröffentlichungen der letzten Jahre erstmals dem deutschen Publikum zugänglich gemacht. Erfahrungsberichte präsentieren bestimmte Aspekte der Trauerverarbeitung, ein Schwerpunkt liegt auf den Angeboten für trauernde Kinder und Jugendliche. Auch der Umgang mit erschwerenden Umständen, z.B. bei einer Ermordung, wird aufgezeigt. Daneben wird auch der Vielfalt der Vorstellungen und Handlungen anderer Kulturen Rechnung getragen.

Panorama der neuen Religiosität. Sinnsuche und Heilsversprechen zu Beginn des 21. Jahrhunderts, Hg. von der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen, Gütersloh 2001.

Das Buch umfasst: Formen säkularer Religiosität, Versprechen der Psychoszene, moderne esoterische Religiosität, östliche Religiosität im Westen, neue christliche Religiosität und die christlichen Sekten.

Buchbesprechungen

Helga Riebe, Sigrid Düringer, Herta Leistner (Hg.), Perspektiven für Frauen in Organisationen. Neue Organisations- und Managementkonzepte kritisch hinterfragt, Münster 2000.

«Die wesentliche Frage, die sich dieses Buch stellt, lautet: Profitieren Frauen von den neuen Organisations- und Managementkonzepten, in denen die Fähigkeit des Managements zur Sozialintegration als wesentliche Voraussetzung der Erfolges eines Unternehmens erkannt worden ist? Die dafür wichtigen Qualitäten wie Partizipation, konsensuale und kommunikative Interaktion, einverständliches Handeln, mitfühlendes Verhalten werden in unserer Gesellschaft doch vorwiegend den Frauen zugeschrieben. Ist erfolgreiches Management der Zukunft also in Frauenhand,

wenn es «auf das Weiche ankommt»?» Das Buch basiert auf einem Symposium der 11 Autorinnen mit ca. 80 Frauen in Gelnhausen. Es zeigt u.a., dass eine Differenzierung zwischen «männlicher Organisation», die nach traditionellen Mustern durch Zentralität, strikt und rigide gehaltene Formalstruktur funktioniert und «männlich-dominiertes und männerbündisch-strukturierter Organisation» nötig ist. Der Abschied von der einen bedeutet nicht gleich auch ein Abschied von der anderen. «Durch das ganze Buch zieht sich die Frage: Werden die 'soft skills', die uns Frauen traditionellerweise und für den beruflichen Aufstieg eher zum Nachteil zugeordnet werden, nun, da sie ein wichtiges Qualifizierungselement sind, von Männern annektiert?» Die Fragen werden nüchtern gestellt und sensibilisieren für die Organisation als Ort des 'doing gender'. «Wenn Organisations- und ManagementberaterInnen dieses 'doing gender' bei ihrer Arbeit zumindest im Hinterkopf halten, wird das die Perspektive für Frauen in Organisationen verändern.»

*Leicht gekürzte Besprechung
von Gabriele Kieser*

Susanne Hennecke, Der vergessene Schleier. Ein theologisches Gespräch zwischen Luce Irigaray und Karl Barth, Gütersloh 2001.

In dem von der Autorin inszenierten Gespräch zwischen der Differenzphilosophie Irigarays und der Theologie Barths geht es um ein Anklage-Verteidigungs-Verhältnis. Angeklagt ist eine Theologie, in der Frauen sich in der Artikulation ihres Glaubens ausgeschlossen sehen. Anklägerin: Luce Irigaray, die aus differenztheoretischer Sicht das christliche Glaubensbekenntnis einer Kritik unterzieht und nach einer Neuformulierung des Glaubens aus der Sichtweise der sexuellen Differenz sucht. Verteidiger: Karl Barth, der in seiner Theologie die Differenz zwischen Gott und Mensch betont. Lassen sich die beiden Formen der Differenz aufeinander beziehen? Kann sich die Theologie den Anliegen der Anklägerin öffnen? Die Autorin widersteht der Versuchung, am Schluss des Gesprächs ein Urteil zu fällen. Indem sie der Darstellung und dem Gespräch zwischen den beiden Ansätzen grossen Raum gibt, bleibt ihr Buch eine Spurensuche – eine inspirierende Suche nach neuen Möglichkeiten, am Rand der christlichen Tradition neu über Gott zu sprechen.

Doris Strahm

Gratulationen

Zum 75. Geburtstag von Elisabeth Moltmann-Wendel

Am 25. Juli hat Elisabeth Moltmann-Wendel ihren 75. Geburtstag gefeiert. Vorangegangen ist diesem Anlass vom 20.–22. Juli ein Symposium zur Feministischen Theologie unter dem Motto «Jenseits vom Schilfmeer» an der Evangelischen Akademie Bad Boll. Eingeladen waren zu diesem Symposium alle, die von E. Moltmann-Wendels theologischer Arbeit profitiert haben. Und das sind seit den Anfängen ihrer feministisch-theologischen Arbeit in den 70er Jahren unzählige Frauen. E. Moltmann-Wendel gehört zu den Wegbereiterinnen der feministischen Theologie in Europa und zu den international bekanntesten europäischen Theologinnen. Für sehr viele christliche Frauen ist sie mit ihren Vorträgen und Büchern zur «Hebamme» eines neuen Selbstverständnisses geworden und hat ihnen Quellen zu einer anderen, befreienden Sicht des christlichen Glaubens erschlossen. Auch viele Theologinnen sind von ihrer theologischen Arbeit beeinflusst worden und verdanken ihr bis heute immer wieder Impulse für die eigene feministisch-theologische Arbeit.

«Mit allen Sinnen glauben»: Dieser Satz, der als Titel über der Festschrift zu Elisabeth Moltmann-Wendels 65. Geburtstag steht, bündelt für mich in knappster Weise, was wir ihr verdanken: eine Theologie, die sich von allen Sinnen leiten lässt, geerdet ist in unseren Körpern und unserem Alltagsleben. «Mit allen Sinnen glauben» – dieses Leitmotiv, das mir bis heute für Elisabeth Moltmann-Wendels theologische Arbeit gültig scheint – liest sich gleichsam als Gegenprogramm zu einer jahrhundertelangen patriarchalen Theologie, die den Sinnen und der Sinnlichkeit misstraute, sie fürchtete und uns damit die «Lust an der Immanenz Gottes» ausgetrieben hat. In verschiedenen ihrer Schriften ist sie den Ursachen und den

Folgen dieser Verdrängung des Leiblichen, des Sinnlichen und der damit verknüpften Verdrängung und Verachtung des Weiblichen im abendländischen Christentum nachgegangen.

Doch sie ist bei der Kritik nicht stehen geblieben, sondern hat uns in den gut 25 Jahren ihrer feministisch-theologischen Arbeit gezeigt, was das heissen könnte: «Mit allen Sinnen glauben». So hat sie uns wieder neu die Sicht auf einen Glauben erschlossen, der Augen hat und nicht nur nach innen schaut, sondern die Augen öffnet: auf die Welt und das Wirken der Ruach Gottes in ihr. Ein Glaube, der Ohren hat und hört – nicht nur auf die Stimme der theologischen und kirchlichen Tradition, sondern auch auf die Stimme Gottes in uns selbst. Mit der Entfaltung einer Theologie der Leiblichkeit hat sie neu bewusst gemacht, dass der Glaube einen Körper hat – einen Frauenkörper oder einen Männerkörper – und mit und in diesem Körper Gott erfährt. Sie hat damit einen zentralen Aspekt des christlichen Glaubens wieder in Erinnerung gerufen: dass Gott «Fleisch» geworden ist und mit dieser Körperwerdung unser Körpersein als Frau, als Mann bestätigt und geheiligt hat.

«Frauenbefreiung», «Freiheit, Gleichheit, Schwesterlichkeit», «Ein eigener Mensch werden», «Das Land, wo Milch und Honig fliesst», «Weiblichkeit in der Theologie», «Wenn Gott und Körper sich begegnen», «Die Weiblichkeit des Heiligen Geistes», «Wach auf, meine Freundin. Die Wiederkehr der Gottesfreundschaft» – diese Titel einiger ihrer wichtigsten Bücher dokumentieren nicht nur ihren eigenen theologischen Weg; sie spiegeln den Aufbruch einer ganzen Generation von Frauen, ihre Suche nach einer Theologie, in der sie und ihre Erfahrungen zu Wort kommen. In all ihren Schriften ist E. Moltmann-Wendel dabei einem Anliegen treu geblieben: eine feministische Theologie zu entwickeln, die das Alltagsleben von Frauen trifft, d.h. keine rein akademische Angelegenheit ist, sondern sich in der Begegnung und Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Frauen immer wieder «erdet» – sei dies in Kirchgemeinden, Frauengruppen oder Bildungsstätten, an Kirchentagen oder in der Bibelarbeit mit Frauen.

Wir verbinden unsere Gratulation an E. Moltmann-Wendel zu ihrem 75. Geburtstag mit einem grossen Dank: für ein theologisches Werk, das wesentlich zum Aufbruch und einem neuen Selbstverständnis von Frauen in der Kirche beigetragen hat.

Für das FAMA-Team: Doris Strahm

Die cfd-Frauenstelle für Friedensarbeit feiert ihr 20-jähriges Jubiläum!

Wir FAMA-Redaktorinnen gratulieren ganz herzlich dazu! Die cfd-Frauenstelle hat die Frauenfriedensbewegung in der Schweiz wesentlich mitgeprägt. Sie ist seit 20 Jahren in der Frauen- und Friedensbewegung mit ihrer theoretischen und praktischen Arbeit präsent und mischt sich aus kritischer feministischer Perspektive in politische Debatten ein.

Die cfd-Frauenstelle feiert nicht nur, sondern verbindet ihr Feiern auch mit Reflexion und einer speziellen Inszenierung – der Premiere des Filmes der Palästinenserin Alia Arasoughly, am 11. September 2001 in Zürich.

Genauere Informationen bei: cfd-Frauenstelle, Gartenhofstr. 7, 8004 Zürich, PF 9621, Tel. 01 242 93 07 oder frieda@cdf-ch.org

10 Jahre Interessengemeinschaft Feministischer Theologinnen

Gleich mehrere Gründe zur Freude hatten die Feministischen Theologinnen der Deutschschweiz und Liechtensteins: Sie feierten am 7. Mai in Solothurn das 10jährige Bestehen ihrer ökumenischen Interessengemeinschaft sowie die zweite Verleihung des Marga-Bührig-Anerkennungspreises an die feministisch-theologische Zeitschrift FAMA.

Eine bedeutende und kreative Stimme in der kirchlichen Landschaft der Schweiz sind die feministischen arbeitenden Theologinnen. Die ökumenische Interessengemeinschaft (IG) wurde im Mai 1991 in Luzern als Zusammenschluss verschiedener Foren und Arbeitskreise gegründet.

«Getrieben vom Traum der Gerechtigkeit»

Die SP-Nationalrätin Doris Stump zeigte in ihrem Festreferat verschiedene Strategien auf, mit denen Frauen in der Vergangenheit wie auch heute vom patriarchalen System zur Gleichberechtigung gelangten. Sie rief im Speziellen dazu auf, die jetzigen jungen Frauen so zu begleiten, dass sie von den Erfahrungen und vom Wissen ihrer Vorkämpferinnen profitieren könnten.

Ausgezeichnete FAMA

Ein weiterer Höhepunkt der Feier bildete die Verleihung des Marga-Bührig-Anerkennungspreises, der für kontinuierliche und bedeutende Arbeit in der Vermittlung feministischer Theologie verliehen wird. Gewürdigt wurden in diesem Jahr die Redaktorinnen der FAMA. Die feministisch-theologische Zeitschrift FAMA, welche seit 16 Jahren in ehrenamtlicher Arbeit von Theologinnen produziert wird, geniesst ein hohes Ansehen bei Fachfrauen und Interessierten im In- und Ausland. Der

Marga-Bühlig-Anerkennungspreis ist benannt nach einer der Pionierinnen der Feministischen Theologie und ehemaligen Präsidentin des Ökumenischen Rates der Kirchen.

Boycott der Zürcher Bibel

Die IG feministischer Theologinnen (127 Frauen im kirchlichen Dienst, in Forschung und Bildung) droht der Herausgeberschaft der Zürcher Bibel den Boykott an.

Bibelwissenschaftlerinnen arbeiten seit Jahren an frauen- und textgerechten Bibelübersetzungen, die überlebte patriarchale Wendungen und Fehlinterpretationen ersetzen sollen.

Bei den zuständigen Verantwortlichen, die aktuell eine neue Übersetzung der Zürcher Bibel vorbereiten, stossen entsprechende Interventionen seitens der Theologinnen auf Unverständnis. Falls sich daran nichts ändert, wird die Interessengemeinschaft Pfarrerinnen und Pfarrer, Theologinnen, Theologen und Kirchgemeindegliederinnen dazu aufrufen, die frauenverachtende, wissenschaftlich veraltete «neue» Bibelübersetzung zu boykottieren.

Nicola Ottiger

Zum 100. Geburtstag von Marie Speiser

Die Basler Theologin Marie Speiser (1901–1986) hat als erste Frau der Schweiz selbstständig ein Pfarramt betreut. Am 9. August wäre sie 100 geworden.

Sie gehörte zum konservativen Flügel des Schweizerischen Theologinnenverbandes. Sie war gegen die Mischeheirat und gegen die Ökumene und zeitlebens überzeugt, «das Pfarramt als verheiratete Frau nicht ausüben zu können». Sie war streng, korrekt, fast übertrieben bescheiden und legte eine «demütige Haltung vor dem Gegebenen» an den Tag. Und doch war Marie Speiser (1901–1986), die von 1934 bis 1958 als «Frl. Pfarrer» die Diasporagemeinde Zuchwil/SO betreute, einer der tragenden Pfeiler des Theologinnenverbandes und ein solider Stein in der Mauer der Schweizerischen Frauenbewegung.

Marie Speiser stammte aus dem Basler Grossbürgertum und studierte in Basel, Paris, Marburg und Tübingen. Die Theologin war klein, fein, unauffällig und bescheiden. Doch ihre gute Herkunft, deren sie sich sehr wohl bewusst war, verlieh ihr Sicherheit und Autorität. Völlig selbstverständlich und hochkompetent nahm sie ihre Stelle als «Pfarrhelferin» in Zuchwil in Angriff. Es war ihr Verdienst, dass sie Verantwortung abgeben konnte. Sie war sich immer bewusst, dass «der Auferstandene seine Gemeinde baut». An ihr sei nur das «Nicht-im-Wege-stehen», und so wurde Zuchwil zu einer aktiven, leben-

digen Kirchgemeinde. 1942 wurden ihr schliesslich vom Berner Synodalrat die vollen Pfarramtskompetenzen übertragen; offizielle Bezeichnung blieb aber weiterhin Pfarrhelferin und dementsprechend war auch ihr Lohn.

Marie Speiser hat sich selbst nie der Frauenbewegung zugeordnet. «Dafür hatte ich nicht auch noch Zeit», meinte sie. Sicher hat sie aber entschieden dazu beigetragen, dass die Sache des weiblichen Pfarramts in der Schweiz an Akzeptanz gewann. Während ihrer Zeit in Zuchwil hat Marie Speiser an verschiedensten Sitzungen und Zusammenkünften teilgenommen und zeichnete für Anfragen, Anträge und juristische Studien verantwortlich. Nicht genug damit, hat die Familie Speiser nicht nur ihrer Tochter, sondern auch deren Sache beträchtliche finanzielle Unterstützung gewährt. Und schliesslich war Marie Speiser während langer Zeit die einzige Pfarrerin weit und breit. Viele junge Theologiestudentinnen haben sie bewundert und in ihr ein grosses Vorbild gesehen. Sie hat ihrer Umwelt bewiesen, dass auch Frauen ein Pfarramt führen können und hat mit ihrer guten Arbeit die Latte ziemlich hoch gelegt.

*Andrea Franc (*1977) studiert Geschichte an der Uni Basel; Seminararbeit über Urgrosstante Marie Speiser*

Hinweise

Maria-Kassel-Preis

Die Universität Münster schreibt erneut den Maria-Kassel-Preis für Nachwuchswissenschaftlerinnen- und wissenschaftler in der Theologie aus. Die Stifterin Maria Kassel war von 1964 bis 1992 an der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Münster tätig mit dem Arbeits- und Forschungsschwerpunkt «Tiefenpsychologisch-feministische Bibelexegese, deren theologische Hermeneutik und Vermittlung an der Basis».

Der Preis ist mit FR. 2000.– dotiert. Er wird vergeben für hervorragende wissenschaftliche Arbeit oder Arbeitsanteile im Bereich der tiefenpsychologischen Bibelexegese mit feministisch-theologischer Perspektive. Praxisbezug ist erwünscht. Bevorzugt gefördert werden Arbeiten von Frauen. Eingereicht werden können deutschsprachige Dissertationen, Diplom- und Staatsexamensarbeiten, deren Abgabetermin nicht länger als 2 Jahre zurückliegt.

Bewerbungen und Vorschläge sind unter Beifügung eines Lebenslaufes in dreifacher Ausfertigung zu richten an das Rektorat der Universität Münster.

Herrn Dr. Christoph Stegmeyer,
Schlossplatz 2, 48149 Münster;
Tel.: 02 51 / 83 - 2 21 51.

Bewerbungsschluss ist der 01.12.2001

Buchvernissage: «Hautnah: Körperbilder – Körpergeschichten» Dienstag, 28. August 2001, 19.00 Uhr in der Paulus-Akademie Zürich

Das auf den Vernissage-Termin erscheinende Buch von Lisa Schmuckli, Luzern, eröffnet philosophische Zugänge zur Metamorphose des Körpers. Vernissage mit Lisa Schmuckli, Silvia Strahm Bernet, unter der Leitung von Brigit Keller.

Auswertung Feministintest

75-70 Punkte:

Sie sind zu streng mit sich. Das macht Sie auf die Dauer nicht glücklich. Ein bisschen mehr Pragmatismus könnte Ihnen das Leben durchaus erleichtern. Auch Feministinnen dürfen ab und zu Ferien machen.

69-55 Punkte:

Sie sind weit gekommen. Ihr Fundament ist gefestigt. Sie sind jetzt durchaus reif für die Lektüre von Judith Butler und Donna Haraway. Wenn Sie nichts verstehen, machen Sie sich nichts draus. Sie sind nicht die einzige. Frauenlesegruppen könnten hier Abhilfe schaffen. Halten Sie durch. Wir drücken Ihnen die Daumen.

54-30 Punkte:

Leider, leider, wir sagen es nur ungern, lässt Ihre Haltung zu wünschen übrig. Mit Ihrer laschen Einstellung haben Sie zwar die Mehrheit der Frauen auf Ihrer Seite, aber das sollte Sie nicht trösten. Nehmen Sie sich zusammen. Wir empfehlen Ihnen dringendst eine gründliche Rundumweiterbildung in Sachen Feminismus.

29-25 Punkte:

Sie haben offensichtlich die Entwicklungen der letzten 40 Jahre verschlafen. Sie machen uns ratlos. Zurück zum Start würden wir am liebsten sagen, aber das hilft ja auch nicht weiter. Sie werden das Rennen natürlich trotzdem machen, aber von unserer Seite werden Sie keinen Beifall kriegen. Viel Glück bei der ersten Schönheitsoperation!

Sie haben den Test durchschaut und gar nicht gemacht? Gratulation! Sie sind clever, selbstbewusst und skeptisch. Eine gute Mischung. Wir hoffen, Sie gehören zu uns.

Impressum

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:

Irina Bossart, Basel
Li Hangartner, Luzern
Monika Hungerbühler, Basel
Barbara Seiler, Zürich
Jacqueline Sonogo Mettner, Maur
Doris Strahm, Basel
Silvia Strahm Bernet, Luzern
Ursula Vock, Möriken
Susanne Schneeberger, Bern

Administrations- und

Redaktionsadresse:

Verein FAMA
c/o Susanne Wick
Lochweidstr. 43, 9247 Henau
E-Mail: zeitschrift@fama.ch
Internet: www.fama.ch

Layout:

Esther Kälin Plézer, Bern

Druck:

Gegen-Druck, Luzern

Abonnement:

Normalabo: Fr. 26.–
GönnerInnenabo Fr. 40.–
Auslandabo: Fr. 32.–/DM 32.–
Abonnementsbestellungen siehe:
Administrationsadresse
Kündigungen bis spätestens drei
Monate vor Ablauf des Abos.
Einzelnummern: Fr. 7.– zuzügl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich

Retours:

Verein FAMA
c/o Susanne Wick
Lochweidstr. 43
9247 Henau

Editorial (Silvia Strahm Bernet)	2
Den «schielenden Blick» bewahren (Marie-Louise Barben)	3
Lebenskonzepte von jungen Frauen heute... (Ursula Hochuli Freund)	6
Noch lange nicht am Ziel (Cécile Speitel)	7
Fragebogen – Bin ich eine richtige Feministin? (Silvia Strahm Bernet)	9
Verschwendetes Wissen (Margit Osterloh / Elena Folini)	10
Gleichheit und Differenz (Regina Wecker)	12
Vielfältiger und vernetzter denn je (Elisabeth Joris)	14
Literatur	16
Forum	18

Bildnachweis

Die Bilder dieser Nummer stammen von Janina Noser, Luzern.

Titelbild: Bern 1993, Nichtwahl Christiane Brunner; S.4 und 5, Luzern 2.9.2000, Weltfrauenmarsch; S.6, Bern 1993; S.8, Bern 1993; S.12, Basel 14.10.2000, Abschluss Weltfrauenmarsch; S.15, Luzern 14.6.1991, Frauenstreiktag Luzern.

Nord-Süd-Preis wider das Vergessen

Das RomeroHaus Luzern und die Bethlehem Mission Immensee lancieren einen «Nord-Süd-Preis wider das Vergessen». Er geht an Einzelpersonen, Gruppen oder Institutionen, die sich im Nord-Süd-Gefälle unserer Welt für mehr Gerechtigkeit, Frieden und Schöpfungsbewahrung einsetzen. Der Preis dient der Anerkennung für geleistete Einsätze und der Bestärkung für künftiges Engagement und bietet eine namhafte materielle Unterstützung von konkreten Projekten.

Ausgezeichnet werden fachkompetent durchgeführte innovative Projekte, die im jeweiligen Land verankert sind und von der dortigen Bevölkerung mitgetragen werden.

Vorschläge mit kurzer Beschreibung und Begründung sowie Hinweise auf Referenzen bitte umgehend senden an Toni Bernet-Strahm, Leiter RomeroHaus, Kreuzbuchstrasse 44, 6006 Luzern. Vorschlagsberechtigt sind Einzelpersonen und Organisationen.

Weitere Infos unter www.romerohaus.ch oder www.bethlehem-mission.ch oder bei Toni Bernet-Strahm, RomeroHaus, Kreuzbuchstrasse 44, 6006 Luzern, E-Mail: leitung@romerohaus.ch

In eigener Sache

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Das Thema der nächsten Nummer: «Du darfst» oder: der Margarine-Effekt (Arbeitstitel), erscheint im November.

Mitarbeiterinnen dieser Nummer

Marie-Louise Barben, Halen 48, 3037 Herrenschwanden

Elena Folini, Institut für betriebswirtschaftliche Forschung, Universität Zürich, Plattenstr. 14, 8032 Zürich

Elisabeth Joris, Gemeindestr. 62, 8032 Zürich

Ursula Hochuli Freund, Dreikönigstr. 27, D-79102 Freiburg i.Br.

Margrit Osterloh, Institut für betriebswirtschaftliche Forschung, Universität Zürich, Plattenstr. 14, 8032 Zürich

Cécile Speitel, Ressort Chancengleichheit, Petersgraben 35, 4001 Basel

Regina Wecker, Historisches Seminar, Hirschgässlein 21, 4051 Basel

Silvia Strahm Bernet, Klosterstr. 11, 6003 Luzern